B II 11/64

Landes-
bibliothek
Coburg

L II 11

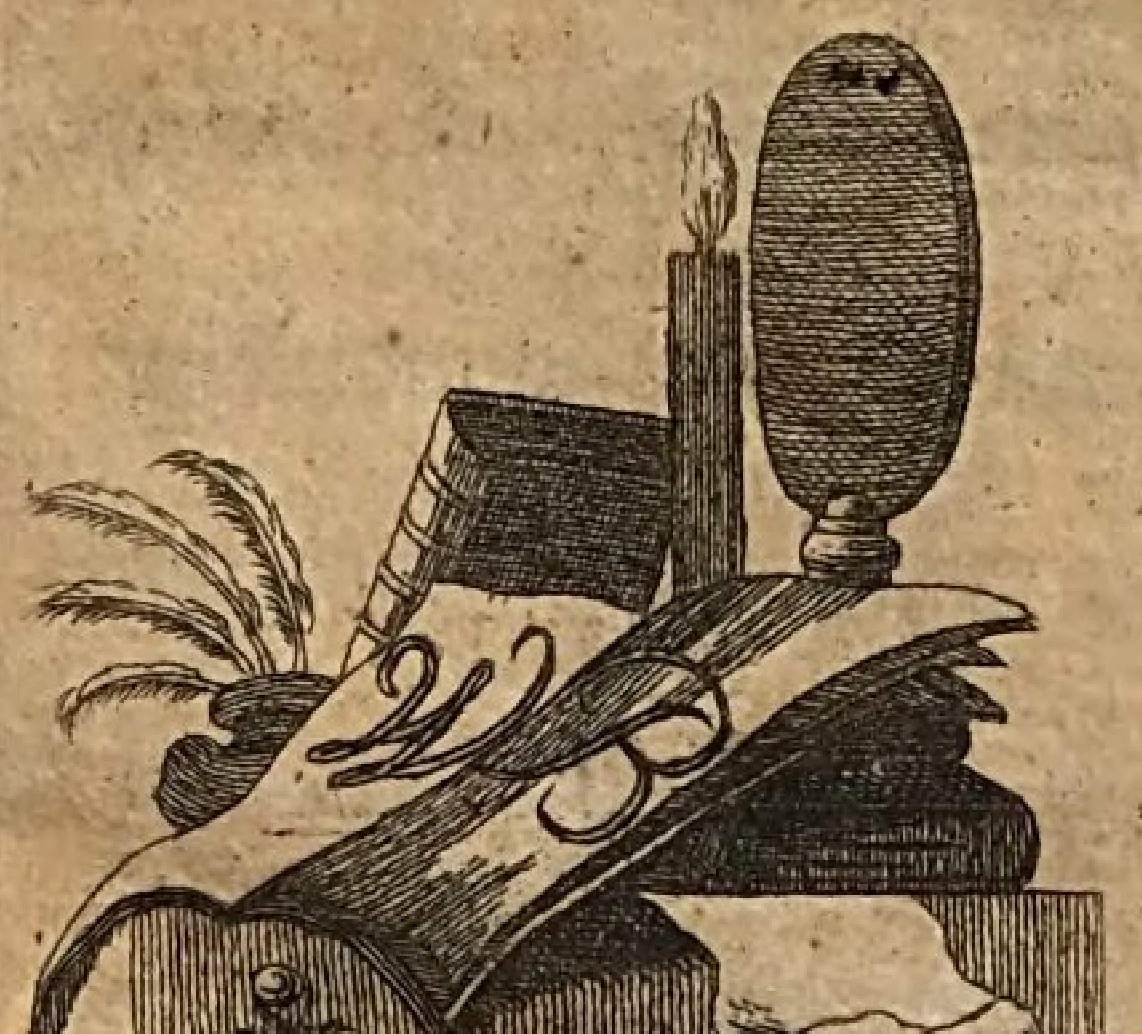
1182
13 IIu.

64

64

Gedanken
über die
Natur des Vergnügens.

Aus dem Italiänischen übersezt, und mit
Anmerkungen begleitet
von
Christoph Meiners
Professor der Weltweisheit in Göttingen.



Leipzig, 1777.
in der Weygandschen Handlung.

Landes-
bibliothek
Coburg

Vorrede.

Schon damals, als ich die gegenwärtige Schrift für die Göttingischen Anzeigen recensirte, entstund in mir der Wunsch, daß sie durch eine Uebersezung unter uns bekannter werden möchte. Ich zeigte daher Herrn Weygand den Titel des Buchs an, damit er eine Uebersezung davon besorgen lassen könnte. Er trug mir, weil er keinen andern sogleich finden konnte, diese Arbeit auf, und ich übernahm sie, weil ich in den lezten Mo-

nathen dieses Sommers einige Stunden übrig hatte, die nicht mit bestimmten Geschäften ausgefüllt waren. — Außer der Untersuchung, die ich der übersezten Schrift angehängt habe, wollte ich anfangs noch zwo andere Abhandlungen ausarbeiten, die aber weggeblieben sind, weil mir die dazu nöthige Zeit gefehlt hat. Die Leser werden sie um desto eher entbehren, da ich in ihnen Säze untersuchen wollte, die bloße Folgerungen des ersten Grundsazes des italiänischen Philosophen sind, und mit ihm also zugleich stehen oder fallen müssen. Göttingen im April 1777.

Gedanken
über
die Natur des Vergnügens.

Nicht nur die Philosophen, die über die Geseze der Empfindlichkeit nachgedacht haben, sondern alle Menschen ohne Ausnahme wissen und fühlen, was für einen mächtigen Einfluß das Bedürfniß und der wirkliche Genuß des Vergnügens, wie die Sehnsucht und Hoffnung, es zu genießen, auf die Handlungen der Menschen haben. Die Liebhaber der schönen Künste wissen ferner, daß auch dieser ihr wichtigster Zweck das Vergnügen ist, womit sie Menschen an sich ziehen, um ihnen eben so viel Nutzen, als angenehme Empfindungen zu verschaffen. Versuche also, die die ge-

nauere Kenntniß der Natur dieses allgemeinen Vorwurfs menschlicher Wünsche zum Gegenstande haben, sind immer einiger Aufmerksamkeit werth. Wenn es daher bey der tiefen Dunkelheit, die den köstlichsten Theil des Menschen, die sich ihm selbst verbergende Seele umgiebt, wenn es bey dieser Dunkelheit möglich wäre, uns einen richtigen Begrif vom Vergnügen zu machen, und seine wahre Natur in einer vollständigen Erklärung aufzudecken; so würden wir einen wichtigen Schritt in der Kenntniß unser selbst gemacht, und eine eben so allgemeine als nützliche Theorie gefunden haben, die sich auf Beredsamkeit, Dichtkunst, und selbst aufs gemeine Leben anwenden ließe. Sie würde uns auch hier Richtschnur und Mittel angeben, wie man durch die Reize und Anziehungskräfte des Vergnügens die Handlungen der Menschen mit unserer Glückseligkeit übereinstimmend machen könnte.

Unter den Philosophen, die nach der Wiederherstellung der Wissenschaften über die Natur des Vergnügens geschrieben haben, unterscheiden sich vorzüglich des Cartes, Wolf und Sulzer. Der Erste läßt das Vergnügen

in einem Bewußtseyn irgend einer Vollkommenheit bestehen; der Andere in einem Gefühl unserer Vollkommenheit; der Dritte in einem uneingeschränkten Bestreben der Seele, neue Begriffe hervorzubringen. Allein den Erklärungen dieser Männer (ich sage es mit derjenigen Ehrfurcht, die ich ihren Verdiensten schuldig bin), fehlt es an Deutlichkeit sowohl, als an Bestimmtheit. Das Vergnügen, was wir in der Stillung des Durstes, und im Ausruhen nach einer heftigen Ermüdung finden, läßt, wie eine zahllose Menge anderer blos physischer Vergnügungen, weder irgend eine Vollkommenheit fühlen, noch vielweniger hat es irgend eine Beziehung auf den Trieb der Seele, neue Begriffe zu erzeugen. Diese Erfahrungen also lehren, daß das Vergnügen nicht auf die eben angezeigten Arten könne bestimmt werden. Maupertuis schlug eine andere Definition vor, die sich durch ihren Geometrischen Zuschnitt, oder durch den Schein mathematischer Bündigkeit vielen empfahl, und aller Einwürfe ungeachtet, blos durch den Namen des Erfinders einen ziemlich allgemeinen Beyfall erhalten hat. Das Vergnügen, sagt dieser Weltweise, ist eine Em-

pfindung, die der Mensch lieber haben, als nicht haben möchte. Allein diese Erklärung ist keine wahre Definition, sie befriediget eben so wenig, als wenn man Vergnügen das nennt, was gefällt; eine Behauptung, die eben so einleuchtend, als überflüßig ist, weil in ihr nicht die geringste, einer jeden angenehmen Empfindung gemeinschaftliche, oder wesentliche Eigenschaft angegeben wird. Die künstliche Wendung des Ausdrucks hat viele Leser verführt, eine bloße Umschreibung für eine ächte Erklärung anzunehmen.

Alle Menschen ohne Ausnahme wissen durchs Gefühl das, was Vergnügen ist, und so ist auch ein jeder ein rechtmäßiger Richter über die Gegenstände, die in ihm angenehme Eindrücke hervorbringen: aber nicht alle haben hartnäckige Neugierde genug, eine jede angenehme Empfindung in ihre ersten Elemente aufzulösen, und die gemeinschaftlichen Aehnlichkeiten auszuspähen, in denen so viele verschiedene angenehme Empfindungen mit einander übereinstimmen. Dies ist es unterdessen, was ich zu thun mir vorgesetzt habe; und, wenn ich glücklich genug seyn sollte, die allen Vergnügungen gemeinschaftliche Eigen-

schaften oder Aehnlichkeiten zu finden; so würde ich glauben, eine Erklärung des Vergnügens gegeben, und den Begrif davon entwikelt und bestimmt zu haben.

Vielleicht verleitet mich diese an sich selbst sehr verwickelte Untersuchung in Irrthümer, vielleicht führt mich (dies fürchte ich selbst) meine Einbildungskraft von der rechten Bahn auf Nebenwege ab; allein ich will doch wenigstens einen Versuch wagen. Die verschiedenen Seiten, wovon ich meinen Gegenstand angreifen, und zeigen werde, können doch vielleicht einen oder den andern neuen Gedanken in meinen Lesern rege machen, und, wenn ich also auch meinen Hauptzweck verfehlen sollte; so wird doch wenigstens in der Finsterniß, in der ich tappe, hin und wieder ein Lichtstrahl hervorbrechen, und auf meine Untersuchung zurückfallen. Willkommen sollten billig einem jeden die Schriften seyn, die den Menschen in sich selbst zurückbeugen, und ihn zwingen, sich von dem, was er fühlt, und in seinem Innersten erfährt, genaue Rechenschaft zu geben. Die sorgfältige Untersuchung und Beobachtung der in unserm Innern sich eräugnenden Erscheinungen ist der Spiegel der Weltweisheit

und Sittenlehre. Je mehr der Mensch sich gewöhnt, die Irrgänge seines Herzens und seiner Empfindlichkeit auszuspüren, je mehr er sich mit sich selbst bekannt macht, und sein eigner Freund wird, desto mehr vervollkommt er sich, weil er in gleichem Verhältnisse Unbesonnenheiten und Widersprüche in seinen Handlungen, und die daraus entstehende Reue, oder Gewissensbisse stärker fürchtet. Untersuchungen also, die man über diese mit Finsterniß bedeckte Gegenstände anstellt, lassen sich, wenn sie gleich der wahren Natur der Dinge nicht ganz entsprechen sollten, mit den Arbeiten der Alchymisten vergleichen, die zwar ihres Ziels verfehlt, aber doch auf den Wegen, die sie sich dahin selbst bahnten, die nützlichsten Arzneymittel gefunden, und andere wichtige Endeckungen gemacht haben.

Alle unsere Empfindungen theilen sich von selbst in zwo Klassen: in Physische und Moralische. Physische nenne ich solche, die durch eine unmittelbare Einwirkung auf unsere Maschine hervorgebracht werden; Moralische hingegen diejenigen, bey denen man solche Einwirkungen nicht wahrnimmt.

Der Schmerz, der aus einer gewaltsamen Zerreißung, oder einem sehr heftigen Reize der empfindlichen Theile unsers Körpers entsteht, heist physischer Schmerz; ein heftiger Stoß, Schnitt, oder Brand bringt physischen Schmerz hervor. Wenn hingegen dieser heftige Reiz besänftigt wird; dann entstehen physische Vergnügungen. So giebt ein weiches und warmes Bett nach einer beschwerlichen Winterreise, oder eine gut besetzte Tafel, nach einer enthaltsamen Jagd physische Vergnügungen. Physische Vergnügungen und Schmerzen sind also immer solche, die durch einen unmittelbaren Eindruck auf unsere Maschine erzeugt werden.

Die Ankündigung des Todes einer uns sehr werthen Person, die Nachricht von dem gänzlichen Umsturz unsers Glücks, oder der Beraubung aller unserer Güter, martert uns auf die peinlichste Art. Wo liegt der Grund, oder was ist die Ursache dieses Schmerzes? Wir sehen hier keine unmittelbare Einwirkung auf unsere Organen, und wir rechnen sie daher zur Klasse sittlicher Schmerzen. Auf eine ähnliche Art erregt die Nachricht von einer unerwarteten Erbschaft, von der Erlangung

eines wichtigen Amts, oder von einer lang und sehnlichst gesuchten Freundschaft in uns die lebhaftesten angenehmen Empfindungen, ohne daß wir irgend einen Gegenstand bemerkten, der auf unsere empfindlichen Werkzeuge wirkte; und eben deswegen werden sie moralische Freuden, oder Vergnügungen genennt.

Ein jeder noch so roher und wilder Mensch ist gegen die physischen Schmerzen und Vergnügungen empfindlich; gegen die sittlichen Freuden und Leiden hingegen ist der Mensch um desto empfänglicher, je mehr er durch die Erziehung entwildert, und je größer die Anzahl von Beziehungen ist, in denen er sich mit andern seiner Art denkt. Wir bemerken in diesem Punkte die größten Unterschiede, selbst bey ganzen Nationen. Verfeinerte und aufgeklärte Nationen sind am empfindlichsten gegen Ruhm und Schmach, gegen Ehre und Schande: rohe Horden hingegen werden am besten durch Prügel und Lohn geleitet. Die sittlichen Vergnügungen und Schmerzen sind im Menschen nur desto größer, je größer die Zahl von Bedürfnissen und Verhältnissen ist,

zu denen er andre Menschen braucht, und in welchen er mit andern Menschen steht.

Um mich von dieser Wahrheit zu überzeugen, gebe ich auf mich selbst Acht. Wenn ich in eben dem Augenblicke, in welchem mir die Nachricht von dem Absterben meines besten Freundes gebracht wird, gewiß seyn könnte, daß das Andenken an ihn in wenigen Augenblicken aus meiner Seele verschwinden, und ich mich niemals daran erinnern würde, ihn gekannt zu haben; wenn ich hiervon, sage ich, mich vergewissern könnte; so würde mein ganzer Schmerz weiter nichts als Mitleiden mit dem Unglück eines andern seyn: eine Empfindung, die rein und unvermischt, allein für sich genommen, vielleicht nur in dem Zittern einiger Theile unsers Nervengebäudes besteht. Der Grund aber des trostlosen Kummers, worein mich die Nachricht von dem Tode meines Freundes versenkt, liegt darinn, daß ich in einem Augenblick übersehe, wie oft ich das traurige Bild meines erlittenen Verlustes in der Zukunft vor Augen haben werde; daß ich die schreckliche, mich schon umfangende Einsamkeit empfinde, und ihre hereinbrechende Schrecken, mit den einst genossenen

Freuden vergleiche; daß ich ferner plötzlich überdenke, wie ich inskünftige keinen treuen Gefährten mehr haben werde, der mich in allen meinen Unfällen trösten, meine Klagen gedultig anhören, und beyden durch Rath und That abhelfen könnte; der die Freuden meiner glücklichen Begebenheiten mit mir theilen, und sie tausendfältig erhöht und verstärkt aus seinem warmen Herzen zurück geben könnte; daß ich endlich die Unmöglichkeit einsehe, einen meinem verlohrnen Freunde ähnlichen Mann wieder zu finden, der sich, so lange er lebte, mit mir aus zärtlicher Gefälligkeit für die schwärmerischen Träume meiner Phantasie interessirte, an meiner Seite kühn auf die Entdeckung der Wahrheit ausgieng, der eben so vorsichtig und edel, als thätig und stark in der Tugend war, der mir endlich durch die Schönheit seiner Seele, und durch sein gerührtes dankbares Herz unmittelbar einen jeden Dienst der Freundschaft belohnte. — So irre ich von Schmerz zu Schmerz in der zahllosen Menge der unangenehmen Empfindungen, die meiner warten, umher, und versinke zuletzt unter der Last aller dieser so lebhaft vorausgesehenen Seelenschmerzen

in den schrecklichsten Gemüthszustand. — Dieser Haufe moralischer Schmerzen entsteht aus dem Zusammenflusse von Bildern, die meine ganze Seele einnehmen, die ihr die Vergangenheit und Zukunft lebhafter darstellen, als sie das Gegenwärtige empfindet, und sie durch die Furcht der vorhergesehenen Uebel in unsägliche Leiden versenken.

Ich setze mich in eine andere Lage, in einen ganz entgegengesetzten Fall. Ich stelle mir nemlich vor, daß ich die Nachricht von einer mir zugetheilten glänzenden Bedienung erhalte. Wenn ich selbst die Erinnerung alles vergangenen auf einmal verlieren könnte, und zu gleicher Zeit unfähig wäre, mich in die Zukunft hinein zu werfen; so würde mir diese Nachricht ganz gleichgültig seyn, und ich würde nicht die geringste angenehme Empfindung in mir spüren. Wenn sich aber meinem Geiste die Ungerechtigkeiten, der Stolz und die kalte Gleichgültigkeit darstellen, womit nichtswürdige, aber mächtige Menschen mir zu der Zeit begegneten, als ich ohne ein wichtiges Amt, ohne Ansehen war; so werfe ich mich in die Zukunft, und stelle mir jene ganz verändert vor. Vorher hielt die Un-

möglichkeit mich zurück, mir die Achtung des Publikums zu erwerben, jetzt sehe ich mir ein Feld eröfnet, wo ich sie gewinnen kann. Meiner Einbildungskraft schweben auf der einen Seite alle meine Freunde vor, die ich durch meine Dienste glücklich machen, und mir verbinden kann; und so auf der andern Seite meine Mitbuhler, entweder mit mir ausgesöhnt, oder außer Stand gesetzt, mir ferner zu schaden. Dies ganze lachende Schauspiel breitet sich vor meinem innern Auge aus. Alle Freuden, denen ich entgegen gehe, zittern schon in meinem Innern; Wonne und süßer Trost überströmen alle meine Nerven: ich schwimme in einem wollüstigen Taumel, in dem ich das Gegenwärtige vergesse, und das Vergangene sowohl, als das Zukünftige herbey rufe.

Diese beyden Beyspiele passen auf alle moralische Schmerzen und Vergnügungen; man fühlt beyde nicht eher, als bis die Seele sich aus ihrem gegenwärtigen Zustande losreißt, sich des Vergangenen erinnert, und in die Zukunft hineinsieht; und in eben dem Verhältnisse, in welchem die Seele fürchtet, oder hofft, empfindet sie Schmerz oder Vergnügen.

Wenn diese Beobachtung ihre Richtigkeit hat; so fließt daraus ein sehr allgemeiner Lehrsatz: Alle unsere schmerzhaften sowohl, als angenehmen Empfindungen, nemlich, hängen von dreyen Ursachen ab, oder fließen aus eben so vielen Quellen her; aus einer unmittelbaren Einwirkung äußerer Gegenstände auf unsere Sinne, aus Furcht, und aus Hoffnung. Aus der ersten Quelle entstehen alle physische, aus den beyden übrigen alle moralische Schmerzen und Vergnügungen.

Laßt uns ein noch reineres und edleres moralisches Vergnügen zum Beyspiel nehmen, und uns einen Meßkünstler in dem Augenblicke vorstellen, in welchem er durch eine glückliche Verbindung von Begriffen die Auflösung eines schweren und wichtigen Problems findet. Wie klein, oder gar nichts würde die Freude eines solchen Mannes seyn, wenn er auf einer wüsten unbewohnten Insel sich befände, und gänzlich verzweifelte, daß seine Entdeckung jemals andern Menschen bekannt werden würde; Er würde entweder gar kein, oder doch nur ein ganz unmerkliches Vergnügen genießen, und wenn sich irgend eine Spur davon in seiner Seele fände, so würde es ent-

weder aus der Hoffnung, seinen gegenwärtigen Zustand durch die entdeckte Wahrheit zu erleichtern, und zu verbessern, oder auch aus dem Gedanken entstehen, mit Hülfe seiner Erfindung eine neue Reihe wichtiger Entdeckungen zu machen, und sich durch diese Beschäftigung der geschmacklosen Unthätigkeit zu entziehen, die ihn sonst martern würde. Das Entzücken also jenes Meßkünstlers, das ihn nackt aus dem Bade springen, und wie trunken durch die Straßen seiner Stadt laufen ließ, entstand aus der Hoffnung, oder dem Vorgenuß aller der Freuden, die er in der Zukunft sowohl von der Achtung seiner Mitbürger, als von den Belohnungen seiner Verdienste erwartete. Eben deswegen behaupte ich, daß alle unsere moralische Schmerzen und Vergnügungen nichts anders seyn, als ein Eindringen unsers Geistes in die Zukunft, nichts als Furcht und Hoffnung.

Einer der größten, und wenn man so reden darf, der erhabensten moralischen Schmerzen, die menschliche Seelen nur empfinden können, muß nothwendig dieser seyn: wenn ein edeldenkendes Gemüth entweder aus Unbesonnenheit, oder durch eine heftige Leidenschaft

verblendet, sich irgend eines strafbaren Versehens, oder eines Mangels von Undankbarkeit gegen einen rechtschaffenen Wohlthäter schuldig gemacht hat. Bey einer genauern Untersuchung dessen, was in einem solchen Manne vorgeht, wird man ihn von folgenden peinlichen Empfindungen gequält, und niedergeschlagen finden. Er fürchte die Verachtung, oder wenigstens eine Verminderung derjenigen Achtung, die andere Menschen ihm wiederfahren ließen, und empfindet die eine oder die andere schon zum Voraus, indem er sich in die Zukunft versetzt. Er fängt an, mistrauisch gegen sich selbst zu werden, fühlt in sich schon eine größere Leichtigkeit, in der Folge wiedrum in ähnliche Fehler zu fallen, und sieht die Achtung rechtschaffener guter Menschen gegen sich im gleichen Maaße sinken. Er sieht es endlich, wenn er irgend nur etwas Edelmuth übrig behalten hat, zum Voraus, daß er in Gegenwart seines gekränkten Wohlthäters nicht mehr so ruhig und heiter wird seyn können, als er vormals war. Die trübe Unruhe und Verwirrung seines Gemüths hindert ihn, alle die einzeln Empfindungen, die in seiner Seele sind,

wahrzunehmen, und, wann er sie auch, ohne sie von einander abzusondern, mit dem dunkeln Ausdruck Reue bezeichnet; so bleiben seine Schmerzen, die er fühlt, doch immer nur bloße Befürchtungen der unangenehmen Empfindungen, die sein Fehltritt in der Zukunft für ihn nach sich ziehen wird.

Alle Beyspiele, die ich bisher angeführt habe, und die, noch mehr vervielfältigt, ekelhaft, oder langweilig werden würden, geben beständig dasselbe Resultat: daß alle moralische Schmerzen und Vergnügungen aus Furcht und Hoffnung entspringen.

Selbst alle moralische Freuden, die aus der Tugend entstehen, sind gleichfalls weiter nichts, als ein Vorgenuß, oder Vorhersehen der angenehmen Empfindungen, die wir als Belohnungen unserer Tugend von der Zukunft erwarten. Italien hat einen großen erlauchten Bürger aufzuweisen, der ein ruhiger Beherrscher seines Vaterlandes seyn konnte; aber diese gemeine Ehre, während eines ganzen Lebens zu herrschen, der seltenern raffinirtern Ehrbegierde aufopferte, in dem Andenken, und den dankbaren Herzen seiner Mitbürger unsterblich zu seyn. Er that auf die oberste Ge=

walt, auf unumschränkte Herrschaft Verzicht, gab seinem Vaterlande die Freyheit wieder, und unterwarf sich selbst den Gesezen sowohl, als denjenigen, die sie handhaben würden. Unmöglich ist es, eine größere, tugendhaftere, und uneigennüzigere Handlung zu denken. Sulla hatte freylich vorher ein gleiches gethan, aber Sulla, der noch von römischen Blute rauchte, der sich einer unrechtmäßigen Herrschaft über seine Mitbürger mit Gewalt bemächtigt hatte, der durch mordende Büttel, und Legionen seiner Grausamkeit zahllose Schlachtopfer gebracht hatte, dieser Sulla konnte nicht hoffen, daß man ihm in dem Augenblicke eine edle tugendhafte That zurechnen würde, in welchem er, selbst durch seine Verbrechen ermüdet, und gesättigt, die scheußliche Reihe seiner Schandthaten beschloß. Der unsterbliche Schriftsteller, der ihn mit dem Eukrates reden läßt, erhebt ihn zwar zur Größe seiner erhabenen Seele; allein die Geschichte seiner Verbrechen läßt der Vermuthung keinen Plaz, daß er aus edlen Bewegungsgründen, an die freywillige Ablegung seiner Herrschaft und Größe gedacht hätte. Andreas Doria hat durch wahre Größe und Erhaben-

heit seiner tugendhaften Seele in dem Augenblicke, wo er den Entschluß faßte, und ausführte, aus einem Beherrscher ein freyer Mitbürger zu werden, reinere und stärkere Freuden empfunden. Er drang in die Zukunft vor, und sagte zu sich selbst: Auf den Gesichtern deiner Mitbürger wirst du Ehrfurcht und Dankbarkeit mit Bewunderung vermischt, lesen. Durch die furchtsame Ehrerbietung, womit Unterthanen sich ihrem Gebieter nähern, scheinen selten die wahren Gesinnungen des Herzens durch. Dies Hinderniß will ich wegnehmen, und der ungezwungenen Empfindungen der Dankbarkeit aller derer, denen ich wohlgethan habe, zu genießen suchen. Mein Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten wird, nach der Niederlegung der höchsten Gewalt, nicht geringer als vorher seyn; und eine jede Gelegenheit, wo man mich als den ersten meines Volks ansieht, wird mir so schmeichelhaft seyn, als wenn man mich zum Selbstbeherrscher ausriefe. Wenn ich als ein unumschränkter Monarch mein Vaterland noch so glücklich regierte, so könnte mein Ruhm dennoch durch noch glücklichere Nachfolger verdunkelt werden. Da ich aber meine Mit-

bürger mir gleich zu machen, und unter ihnen eine republicanische Regierungsform einzuführen suche; so wird mein Ruhm einem jeden andern unerreicht bleiben, und Ehrfurcht sowohl, als Bewunderung meines Namens werden von Geschlecht zu Geschlecht bis in die spätesten Jahrhunderte wachsen: — Lauter Vortheile und Güter, die dieser große Mann im Geiste voraussah, als er sich zu seiner unsterblichen That vorbereitete, und Hoffnung die Quelle seiner moralischen Freuden wurde.

Ein jeder Mensch, der seinen Versprechungen getreu bleibt, dankbar gegen seine Wohlthäter, thätig in dem Troste sowohl, als der Unterstüzung seiner Freunde ist, der frey von schmuzigem Eigennuze sich eben so sehr hütet, seine Nebenmenschen durch feindselige Worte, als durch Thaten zu beleidigen, fühlt sich durch jede edle Handlung, die er nach geprüften Grundsäzen ausübt, zum Guten gestärkt, und sieht verhältnißmäßig die gute Meynung anderer von ihm, und deren Achtung verstärkt, und erhöht. Mit einer jeden rechtschaffenen That steigt die Unwahrscheinlichkeit, diese Güter zu verlieren, wie die Hoffnung, die mit ihnen verbundenen Freu-

den noch fernerhin und immer mehr und mehr zu genießen. Sein moralisches Vergnügen wird um desto lebhafter seyn, je größer das Mißtrauen in sich selbst, und seine Beharrlichkeit im Guten, und je ungewisser die Hoffnung der Fortdauer der guten Neigung anderer von ihm ist.

Entweder irre ich mich also, oder die Theorie, die ich bisher vorgetragen habe, ist richtig, daß alle moralische Schmerzen und Vergnügungen aus Furcht und Hoffnung entstehen. Wenn es also einen Menschen geben könnte, der eben so unfähig wäre zu hoffen, als zu fürchten; so würde er keine andere als physische Schmerzen und Vergnügungen zu empfinden im Stande seyn. Dieser Fall tritt ohngefähr bey neugebohrnen Kindern ein, die leer von Begriffen sind, und nur sinnliche Werkzeuge haben, mit denen sie die Eindrücke äußerer Gegenstände auffangen können; deren Gedächtniß um desto schwächer ist, je weniger sie von dem ersten Augenblicke ihres Daseyns, und ihrer Geburt entfernet sind; die ferner zu allen Vergleichungen, und Verbindungen des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen ungeschickt, folglich keiner Furcht

und Hoffnung fähig sind, und eben deswegen nur allein physische Schmerzen und Vergnügungen genießen können. Gegen die Moralischen werden sie alsdenn erst empfindlich, wenn sie mit zunehmenden Jahren, und reiferer Erfahrung das Zukünftige vorher sehen lernen. Der moralische Sinn entsteht nicht eher, als bis nach einer langen Reihe empfangener sinnlichen Eindrücke eine beträchtliche Zahl von Begriffen und Erinnerungen im Gehirn sich aufhäuft, und der Mensch die Folge seiner verschiedenen Arten, zu seyn, kennen lernt. Alsdenn erst entwickeln sich in der Seele Hoffnung und Furcht, bis zu deren Entstehung aber ist der Mensch nur allein physischer Empfindungen fähig, die lauter einzelne, unzusammenhängende Producte der leidenden Empfänglichkeit unserer Werkzeuge, und der thätigen Einwirkung äußerer Objekte sind.

Wann wir auf die allmälige Entwicklung der Seele eines Kindes achtgeben; so werden wir in der That finden, daß Schaam, Mitleiden und Reue, wie Ehrgeiz, Neid, und Enthusiasmus, kurz, daß die Keime aller Tugenden, und Laster erst durch die langsame Hand der Zeit reifen, und auf einem mit Be-

griffen angefülltem Boden hervorwachsen. Der tiefsinnige Locke bewies dieses schon auf eine unwiderlegliche Art.

Wenn nun aber sittliches Vergnügen aus Hoffnung entsteht, so fragt sich's, was Hoffnung sey? Sie ist die Wahrscheinlichkeit, in einen bessern Zustand überzugehen, als der gegenwärtige ist. Hoffnung sezt also immer das Gefühl eines mangelnden Guts voraus: folglich ein wirkliches Uebel, einen Abgang unserer Glückseligkeit. Ich kann daher unmöglich ein moralisches Vergnügen ohne ein vorhergegangenes Uebel genießen, das in dem Gefühl eines Mangels, eines Abgangs meiner Glückseligkeit besteht.

Laßt uns einmal ruhig die Empfindungen eines Monarchen entwickeln, der in eines jeden Augen der Mittelpunct aller Arten von Vergnügungen, und folglich ein beobachtungswürdiger Gegenstand für diejenigen ist, die die Natur des Vergnügens erforschen wollen. Laßt uns also einen unumschränkten Beherrscher eines weitläuftigen Reichs vorstellen, der von seinen Nachbaren gefürchtet, und geehrt, bey den entferntesten Völkern berühmt, und von seinen eigenen Unterthanen geliebt, und

angebetet ist. Dieser Regent würde, als Regent, in der traurigen Lage seyn, kein wahres moralisches Vergnügen schmecken zu können, wenn er gewiß überzeugt wäre, daß die Liebe und Ehrfurcht seines Volks gegen ihn gar keines Zuwachses mehr fähig wäre, und, wann er den Verlust dieser Güter auf keine Art zu fürchten hätte. Ein Monarch, der unsterblich, gegen alle Unfälle gesichert, und ein ruhiger Besizer der genannten Güter wäre, würde der einzige Mensch auf Erden seyn, dem kein anderer eine fröliche Botschaft bringen könnte. Die einzige Quelle seiner moralischen Vergnügungen, die freylich sehr matt und unschmackhaft seyn müßten, würde seine lange Weile selbst seyn. Gegenstände nemlich, von denen er hoffen könnte, daß sie ihn auf einige Augenblicke aus der tödenden Einförmigkeit seiner Lage herausziehen würden, könnten ihm auf eine kurze Zeit ein schwaches Vergnügen verschaffen. So würde der Lerm einer Jagd, die Harmonie, der Pomp, die Leidenschaften, oder das Komische des Theaters eben dadurch, daß sie ihm eine Erndte von Vergnügungen hoffen, und an den Empfindungen sowohl, als den Erwartungen der handelnden Perso-

nen Theil nehmen ließen, ihn auf einige Augenblicke in einen weniger langweiligen, oder martervollen Zustand versezen. Er wird durch diese Zerstreuungen so viel erlangen, daß seine Seele einige Stunden hintereinander mit weniger einförmigen Vorstellungen beschäftiget ist; und daraus muß alsdenn ein gewisses moralisches Vergnügen entstehen. Allein in diesen beschriebenen Zustand kann kein Volksbeherrscher jemals kommen. Er kann niemals gegen physische Uebel, gegen Schmerzen, Krankheiten oder Tod gesichert seyn, vielweniger kann er jemals eine genaue und zuverläßige Kenntniß von den Gesinnungen seiner Unterthanen gegen sich selbst erlangen. Er hat daher unaufhörlich in seiner Seele Ursachen zu Befürchtungen, aus denen die tröstende Hoffnung wiedrum gebohren werden kann. Noch eine andre Quelle von moralischen Freuden hat ein guter Monarch in seinem allgemeinen thätigen Wohlwollen, und in der Ausübung des beneidenswürdigsten Theiles seiner Macht, daß er nemlich Mittel und Wege veranstaltet, wodurch das Elend einer großen Menge von Menschen erleichtert wird, daß er die allgemeine Glückseligkeit vermehrt,

Gerechtigkeit, Friede und Treue, Tugend und Ueberfluß unter seinem Volke herrschend macht, und eben dadurch den Segen, und die Wünsche des Volks für sein Wohlergehen über seinem Haupte sammlet. Das Bedürfniß nach öffentlichen Segenswünschen, das er in sich fühlt, ein Bedürfniß, das an sich unruhig, und schmerzhaft, von Tyrannen verkannt, aber dabey eine reiche Quelle der edelsten Thaten ist, dies Bedürfniß macht ihm alle Proben des Zutrauens, und der warmen Liebe seines Volks unbeschreiblich angenehm. Er sieht täglich zu seinem Vortheile, die gute Meynung seines Volks von ihm selbst zunehmen, die vorzüglich die Größe und Stärke eines Regenten ausmacht. Er sieht stufenweis die Kräfte aller einzeln Bürger mehr und mehr in sich vereinigt. Wünscht er sie außer den Gränzen seines Reichs anzuwenden; so stellt seine Einbildungskraft ihm die mit dem größten Wetteifer zu seinen Heeren sich versammlenden Bürger, und ihn selbst an der Spize dieser enthusiastischen Streiter, dar. Denkt er hingegen ein öffentliches Denkmal, ein großes gemeinnüziges Werk aufzuführen; so verschwinden schon in der Vorstellung alle

Schwierigkeiten seiner Unternehmung um desto leichter, je mehr er geliebt ist, und die gute Meynung der Unterthanen auf seiner Seite hat. Er kann ruhig mitten durch sein versammletes Volk wandeln, wenn er sich dann und wann von dem drückenden, aber oft nothwendigen Pompe der Majestät losmachen will. Diese erhabene, und tröstende Gegenstände erschüttern die Einbildungskraft eines weisen Beherrschers um desto stärker, je mehr er sich mit der Beglückung seines Volks beschäftigt; und die Hoffnung, diese Güter zu erlangen und zu genießen, ist ein lebhaftes, beseligendes Vergnügen, das wenig beneidet wird, weil man es fast gar nicht kennt, während, daß der große Haufe, der nur auf das glänzende Gefolg von Höflingen und Begleitern sieht, das schwere Gepränge der Majestät und die unbedeutenden Bezeugungen der Unterthänigkeit beneidet, die der Beherrscher nach einiger Zeit gar nicht bemerkt, (weil sie ihn weder von irgend einem Uebel befreyen, noch die geringste Hoffnung eines Gutes geben,) oder von denen er auch, wenn er sie bemerkt, wenigstens keine Freuden erhält, die man Moralische nennen könnte.

Ein Monarch, besonders ein frey erwählter, der von seiner Kindheit an keine Herrschaft über ein Reich erwarten konnte, kann freylich in den ersten Zeiten seiner Thronbesteigung von den äußerlichen Zeichen und Handlungen der Unterthänigkeit geschmeichelt werden, weil ein jedes derselben ihn daran erinnert, daß er wirklich Monarch ist. Während der Zeit, in welcher er noch nicht durch eine lange Reihe von Erfahrungen daran gewöhnt ist, sich als einen solchen anzusehen, hat er noch immer in den innersten Winkeln seines Herzens einen Rest vom Zweifel über seinen gegenwärtigen Stand, und eine jede Handlung also, die diesen Zweifel vernichten hilft, ist allemal eine Verstärkung der angenehmen Hoffnung, alle Güter und Vortheile, die mit der obersten Herrschaft verbunden sind, beständig zu genießen. So bald aber ein Regent in einer langen Reihe von Jahren sich an diese, so sehr beneideten Bezeugungen der Unterthänigkeit einmal gewöhnt hat; so können sie fernerhin so wenig angenehm seyn, daß ich vielmehr überzeugt bin, ein jeder Beherrscher würde ihrer gerne überhoben seyn, wenn er nur glauben dürfte, daß Gehorsam und

Ehrfurcht in seinen Unterthanen ohne äußern in die Sinne fallenden Prunk fortdauerte. Ein jeder aufgeklärter Fürst, wenn er nur weiß, daß der, welcher mit ihm redet, ihn aufrichtig verehrt, freuet sich allemal, wenn er einen solchen Unterthan frey und offenherzig seine Gesinnungen erklären hört, und ist auch selbst alsdenn vergnügt, wenn ein anderer, ohne ihn zu kennen, auf eine offene vertrauliche Art mit ihm, als seines Gleichen umgeht.

Im Gegentheil sind Menschen, die in weniger sichern Posten stehen, und deren Macht dem unbeständigen Wechsel des Glücks mehr unterworfen ist, viel eifersüchtiger auf die äußern Zeichen von Distinction, die sie ihrer Würde wegen von andern verlangen können, weil eben diese Würde unsicherer, und von dem Wohlgefallen des Beherrschers einzig und allein abhängig ist. Zu den größten Bedienungen finden sich immer mehrere Nebenbuhler, und diejenigen, die sie besitzen, können deswegen selten auf die Beständigkeit ihres Glücks rechnen. Diese Unruhe, die in ihren Herzen sizt, wird allemal vermindert, wenn sie in Andern Handlungen der Achtung, der

Subordination, und der Verbundenheit wahrnehmen. Sind diese anders aufrichtig, so beweisen sie die allgemeine Zufriedenheit mit ihrem Glücke: wenn sie aber auch verstellt sind, so zeigen sie wenigstens an, daß sie gefürchtet werden, und daß ihre Parthey die stärkste sey. Eben so wird die Vertraulichkeit, und ehrliche bürgerliche Offenherzigkeit, die den Monarchen oft aufheitert, eben diese Wirkung selten bey dem Minister thun. Der erste fürchtet gar nicht etwas von seiner Würde zu verlieren, und ein gewöhnlicher Mensch zu werden: der andere hingegen kann sich nicht einmal in einer Unterredung gefallen, wenn sie ihn auch nur auf eine kurze Zeit in den von ihm so sehr gefürchteten Stand von Gleichheit oder Niedrigkeit herabsezt.

Diese Gedanken sind im allgemeinen wahr, leiden aber doch in einzelnen Fällen Ausnahmen. Wenn ein Regent fürchtet, seinen Thron zu verlieren, so wird er nicht mehr in dem eben angezeigten Falle seyn. Auf der andern Seite kann ein Minister, der Philosoph genug ist, um auch ohne öffentliche Aemter und Geschäfte leben zu können, der allein aus Grundsäzen der Tugend sich dem Besten

des Staats, und seines Herrn weiht, der endlich mit dem Bewußtseyn seiner eigenen Verdienste sowohl, als der erleuchteten Gerechtigkeit seines Fürsten ruhig den Pflichten seiner Würde Genüge leistet, auch ein solcher Minister kann gleichgültig gegen Fasces und Lictoren werden, die vor ihm hergehen, und kann mit Beybehaltung des äußerlichen Wohlstandes, den die von ihm einmal übernommene Rolle verlangt, im Grunde seines Herzens frey von der Unruhe seyn, die den größten Theil gewöhnlicher Menschen in ähnlichen Fällen quält.

Man mag also den Menschen in den Beschäftigungen des niedern gemeinen Lebens, oder in den höchsten Aemtern und Bedienungen untersuchen, so wird man niemals ein moralisches Vergnügen ohne einen aufhörenden Schmerz finden. Jedes moralische Vergnügen, nemlich, ist mit der Hoffnung eines bessern Zustandes als der gegenwärtige ist, verbunden. Ehe wir also ein moralisches Vergnügen genießen können, müssen wir nothwendig einen Mangel, etwas das unserm Wohlseyn und unserer Glückseligkeit abgeht, und folglich eine unangenehme schmerzhafte

Empfindung in uns wahrnehmen. Folglich ist jedes moralische Vergnügen mit dem Verschwinden oder Aufhören eines Uebels verbunden, weil die Hoffnung, so schwach sie auch immer seyn, und um so wenig Grade sie unser Mißvergnügen, oder Unzufriedenheit verringern mag, doch allemal einen Theil des Uebels wegnimmt, mit dem das entstehende moralische Vergnügen stets in der genauesten Verhältniß sich findet.

Allein wir haben bis jezo noch nicht die wahre Erklärung des moralischen Vergnügens gefunden. Ungeachtet es stets mit dem Aufhören eines Schmerzes, den es voraussezt, verbunden ist, so bringt doch nicht jede Verschwindung eines Schmerzes Vergnügen hervor. Ein Mann von empfindlichem Herzen liebt, z. B. seine tugendhafte Gattin aufs zärtlichste; die süße Gewohnheit, mit ihr und in ihrer Gesellschaft zu leben, die Gleichförmigkeit ihrer Gesinnungen mit den seinigen, die Güte ihres Herzens, alle diese Vorzüge machen, daß er in ihr das Glück seines Lebens findet. Auf einmal bricht eine heftige Krankheit herein, und bringt sie bis an den Rand des Grabes. Der Schmerz, den der

liebende Gatte hier empfindet, muß nothwendig einer der heftigsten seyn, den ein menschliches Herz nur empfinden kann. — Wenn aber die Krankheit den höchsten Grad ihrer Heftigkeit erreicht hat, dann sinkt sie von der augenscheinlichen Todesgefahr so weit herab, daß sie anfangs nur Stunden, bald ganze Tage Hoffnung zur Besserung giebt, und verliert sich endlich so weit, daß gar nichts mehr zu fürchten übrig bleibt. Hier erscheint anfangs nur ein schwacher Strahl von Hoffnung, die sich aber allmälig, und langsam verstärkt, bis die Leidende durch eine langwierige Genesung zu ihrer Gesundheit wieder gelangt. Nun laßt uns voraussezen, daß der Schmerz des Gemahls, ohne irgend einen Sprung zu machen, allmälig aufgehört habe, und bis durch alle die Stufen verschwunden sey, die sich in keiner einzigen Sprache ausdrücken lassen. In diesem Falle würde der Schmerz sich nach und nach gemindert haben, bald erträglich, dann leicht geworden, und zulezt bis zur völligen Ruhe der Seele verschwunden seyn, ohne daß die leidende Person das geringste moralische Vergnügen gekostet hätte. Laßt uns aber eben diesen Gemahl in dem Augenblick vorstellen,

wo er durch eine falsche Nachricht hintergangen, den Tod seiner Gattin beklagt, und dann auf einmal diese für todt gehaltene Gemahlin heiter und gesund in seine Arme eilet. Wahrscheinlich wird er alsdenn nicht stark genung seyn, die Heftigkeit dieses Vergnügens auszuhalten, weil wenige moralische Vergnügungen sind, die mit einem solchen Entzücken könnten verglichen werden. In beyden Voraussezungen gehet derselbige Mensch von der höchsten Furcht zum Nichtfürchten, von dem brennendsten Schmerz zu einem Zustande von Schmerzlosigkeit fort. Warum empfindet dieselbige Person in dem ersten Fall gar kein, im andern hingegen das lebhafteste Vergnügen? In beyden Fällen gieng seine Seele von demselbigen Schmerz zur Verschwindung des Schmerzes fort. Wie und warum entsteht also das Vergnügen? Im ersten Fall empfand die angenommene Person deswegen kein Vergnügen, weil das Verschwinden des Schmerzes langsam und stufenartig war: im andern Fall war das empfundene Vergnügen höchst lebhaft, weil der Schmerz urplözlich aufhörte. Wann dies gegründet ist; so haben wir eine richtige Erklärung des morali-

schen Vergnügens: es besteht in einem plötzlichen Aufhören des Schmerzes.

Von denjenigen moralischen Schmerzen, die sich allmälig, ohne Einmischung, oder Empfindung von Vergnügen zerstören, von diesen haben wir eine beträchtliche Zahl; zu ihnen gehören alle die Schmerzen, die die Zeit allein heilt. — Der angenommene Gemahl bleibt eine Zeitlang Wittwer; die ganze Welt erscheint ihm schwarz, er hat keinen Frieden, hofft ihn nicht, ist nur allein gegen seinen Schmerz, und zwar nur gegen den Schmerz empfindlich, den der Verlust der Gattin ihm verursacht hat. Nach einigen Jahren verwandelt eben dieser Schmerz sich in ein zärtliches, aber nicht mehr quälendes Andenken. Hier werden Quaalen der Seelen ohne Darzwischenkunft irgend einer Freude vernichtet, weil sie allmälig und stufenweis abstarben.

Vergnügen entstehet daher aus Schmerz, und ist um desto lebhafter, je stärker der Schmerz, und je schneller sein Verschwinden war. Je mehr diese Schnelligkeit des verschwindenden Schmerzes abnimmt, destomehr verliert das darauf folgende Vergnügen an Lebhaftigkeit. Wenn also das Verschwinden

des Schmerzes in mehrern merklichen Graden, oder Abfällen geschieht; so werden der Vergnügungen so viel, als dieser merklichen Abfälle seyn, und die Vergnügungen werden aufhören, wenn der Schmerz nicht mehr in Sprüngen, sondern auf eine nicht wahrzunehmende Art allmälig verschwindet.

Es scheint, als wenn alle unsere moralischen Vergnügungen allen möglichen Zuständen, oder Arten zu seyn, die wir uns vorstellen können, genau entsprächen. In unserer Phantasie bildet sich alsdenn, wenn die Erfahrung sie mit der großen Verschiedenheit von Zuständen und Empfindungen bekannt gemacht hat, eine Stufenleiter dieser verschiedenen Zustände; und da wir allemal unsere gegenwärtige Lage, von den beyden äußersten Enden der höchsten Glückseligkeit, und dem höchsten Elende entfernt glauben; so können wir nicht anders als stets fürchten oder hoffen. Wir leiden, wenn wir einen Hinabfall in einen schlimmern Zustand voraus sehen: wir freuen uns, und hoffen, wenn wir zu einem glücklichern Leben empor zu steigen uns schmeicheln. Wenn wir also jemals unsern gegenwärtigen Zustand, als den Zustand der höchsten Glück-

seligkeit, oder des höchsten Elendes betrachten könnten; so würde für uns alsdenn keine moralische angenehme oder unangenehme Empfindung mehr möglich seyn, weil die höchste Glückseligkeit alle Furcht, und das höchste Elend alle Hoffnung ausschließt. Menschen sind also nur moralischer Empfindungen fähig, weil sie sich stets von diesen Extremis entfernt fühlen. Unsere moralischen Empfindungen haben daher jederzeit eine Beziehung auf den Zustand, worinn wir uns finden, und in welchen wir voraussehen, daß wir übergehen werden. Eine gewisse Art zu seyn, ein bestimmter Zustand ist für sich selbst weder ein Gut, noch ein Uebel: ein Gut wird er allemal für den seyn, der zu ihm aus einem schlimmern übergieng; ein Unglück hingegen für denjenigen, der in ihn aus einem bessern herabfiel. Je stärker und schneller die Sprünge von einem Zustande zum andern sind; desto stärker sind die dadurch hervorgebrachten Freuden, oder Leiden. Der wollüstige, weichliche Horaz würde sehr zufrieden gewesen seyn, wenn er ein College des Mäcens hätte werden können; der ehrgeizige und listige Augustus hingegen würde untröstbar gewesen seyn, wenn

er bis zum Glücke seines Liebling hätte herabsteigen sollen.

Weil also alle moralische Vergnügungen aus plözlichen Uebergängen, oder einem geschwinden Aufhören irgend eines Schmerzes entstehen; so folgt nothwendig, daß je weniger moralischer Schmerzen jemand fähig ist, er auch in eben dem Verhältnisse gegen moralische Freuden wenig empfindlich sey: und daß hingegen ein Mensch um desto mehr moralische Vergnügungen genießen könne, je mehr er ein Raub moralischer Schmerzen ist. In einer aufgeklärten und lebhaften Nation, in welcher die Empfindungen von Ehre, Ruhm und Rechtschaffenheit durch eine große Anzahl von Menschen verbreitet sind, trifft man stets viele Empfindlichkeit gegen freundliche zuvorkommende Gefälligkeit, und feine Lobeserhebungen an: in solchen Völkern läßt sich Eigenliebe leicht bändigen und leiten; das rauhe zornige Wesen verschwindet, und Feindseligkeit macht sanften Schmeicheleyen, und den äußern Merkmalen der Achtung und Aufmerksamkeit Plaz. In einem weniger aufgeklärten Volke hingegen, wo physische Bedürfnisse, und von außenher kommende Eindrücke den größten

Theil der Sensibilität beschäftigen, und eine große Anzahl verwickelter, und abgezogener Begriffe fehlt, in einem solchen Volke werden die wichtigsten Dienstleistungen wenig, oder gar keinen Eindruck machen, und die ausgesuchtesten Schmeicheleyen, und Achtungsbezeugungen eben so wenig Vergnügen erregen. Der Wilde empfindet es nicht übel, wenn er vernachläßiget, und mit dem großen Haufen vermischt wird, weil es ihm gar kein Vergnügen macht, hervorgezogen zu werden. Der ausgebildete Mensch hingegen trägt in sich die Triebfeder, oder den Stachel des Ehrgeizes: er leidet, wenn er nur daran denkt, unbedeutend zu seyn, und bis an sein Grab in der Dunkelheit zu bleiben, weil er das moralische Vergnügen des Lobes fühlt, und die süßesten Empfindungen genießt, wenn er sich schmeicheln kann, geehrt, geachtet, und aus dem großen Haufen unter wenigen hervorgezogen zu werden. Aus derselbigen Ursache muß man die Empfindlichkeit des Tugendhaften von der des Bösewichts unterscheiden. Alle menschliche Tugenden haben zwey Principia oder zwo Quellen, das Bedürfniß der allgemeinen Achtung, und das Mitleiden;

Beyde machen, daß der Tugendhafte stets leidet. Er fürchtet die Unbeständigkeit der Urtheile anderer, ist stets besorgt, daß Arglist, oder Zufall seinem guten Namen schaden, ist ferner nicht mit dem Grad von Vollkommenheit, den er erreicht hat, zufrieden; fürchtet endlich die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und wird also durch alle diese moralische Schmerzen zu stets neuen tugendhaften Handlungen angetrieben, wodurch Lob, Ruhm, und das Gefühl seiner eigenen Stärke, und Trefflichkeit erworben, oder erneuert werden.

Das Mitleiden, eine weniger starke, aber wohlthätigere Triebfeder läßt den rechtschaffenen Mann einen Theil des Jammers, unter welchem andre seufzen, leiden, und dieser sich mittheilende Schmerz wird Ursache, daß er die Unglücklichen von ihrem Elende zu befreyen sucht. Auf der andern Seite leidet ein durch Gewohnheit hart gewordener Mensch, der gegen guten oder bösen Namen gleichgültig ist, und ein ungerührter Zeuge des Elendes anderer seyn kann, ein solcher leidet zwar weniger moralische Schmerzen, genießt aber auch eine kleinere Zahl moralischer Vergnügungen.

Wann sich also unglücklicher Weise ein ursprünglich gutes und empfindliches Herz auf die Straße des Lasters verliert; so ist dieses des höchsten Mitleidens würdig, aber es ist eben auch deswegen, weil es die quälendesten Schmerzen leidet, der lebhaftesten, köstlichsten Vergnügen fähig. Ein Mann von solchem Herzen trägt die schreckliche Bürde eines verlezten Gewissens, das ihn in jedem Augenblicke in seinen eigenen Augen herabsezt, und ist fast gar keines ruhigen Genusses irgend eines Guts fähig, da er auf den Gesichtern aller aufgeklärten und gutdenkenden Menschen Verachtung und Mißtrauen gegen sich wahrnimmt. In jedem Blicke fürchtet er einen Vorwurf, in jeder Heimlichkeit die Entdeckung eines seiner niederträchtigen Streiche, hat nur die erbettelte gute Meynung einiger Wenigen für sich, die er durch ein Gewebe künstlicher Lügen und Ränke erschlichen hat, und zu unterhalten sucht, fest überzeugt, daß auch diese Wenige ihn in dem ersten Augenblicke, wo er seine Larve verlöre, verabscheuen würden. Wann ein solcher von Natur das Laster fliehender Mensch einen glücklichen Augenblick nuzt, um eine edle Handlung aus-

zuüben, oder, wenn er mit der Veränderung des Klima, und der Gegend, wo ihn das Andenken seiner begangenen Fehler quält, sich anschickt, eine Reihe großer tugendhafter Thaten zu vollenden; so werden seine moralischen Vergnügungen um desto lebhafter seyn, je heftiger die Schmerzen waren, womit das Laster sein Herz zerriß. Es wird ihm vorkommen, als wenn er eine süßere, leichtere Luft athmete; die Sonne wird für ihn ein lachenderes Antliz haben, jeder Gegenstand wird ihm neue, vorher nicht gekostete angenehme Empfindungen geben, und die ganze Natur wird ihm durch die Besserung seines Lebens verschönert scheinen.

Unterdessen sind die Freuden, die die Tugend gewährt, nicht immer von der Beschaffenheit, daß sie andere Menschen von der Pflicht, sie zu belohnen, entbinden könnten. Sehr reizend sind die Bilder und Gemählde, unter welchen einige Philosophen den tugendhaften Mann malen, als wenn er in seinem eignen Gewissen eine nie versiegende Quelle von Wonne fände, seine Gesundheit und Glücksumstände möchten beschaffen seyn, wie sie wollen. Die Tugend selbst erscheint hier un-

ter dem platonischen Bilde eines sich selbst belohnenden Guts. Ein glücklicher Gedanke, wenn er nur einen Menschen erschüttern, und auf den Weg der Tugend leiten könnte; aber die Gewohnheit, gut zu handeln, vermindert die schmerzhafte Besorgniß für den guten Namen, und in gleichem Verhältnisse werden die dieser entsprechende Vergnügungen matter. Einige halblasterhafte Menschen glauben, daß der Tugendhafte gegen den Neid und die Eifersucht seiner Mitbühler eben so wohl, als gegen die Bitterkeit und Widersprüche seiner Feinde in seinem eigenen Herzen Trost genug finde, und ersticken daher in sich die Begierde, ihm Hülfe zu leisten. Allein der Tugendhafte empfindet allerdings die Ungerechtigkeit, deren Opfer er ist, und fühlt nur zu sehr seine eigene Schwäche gegen die große Menge seiner Verfolger und Unterdrücker. Eben daher konnte der tapfere, tugendhafte Brutus, der nach dem Plato die Tugend, als etwas sich selbst belohnendes, in seinem ganzen Leben verehrt, und ausgeübt hatte, sich nicht enthalten, in den lezten Augenblicken seines Lebens, und seiner Drangsale die Tugend einen Traum zu nennen; nicht als wann es

ihn gereuet hätte, ihr gefolgt zu seyn, oder als wenn er an ihrer Wirklichkeit gezweifelt hätte, sondern, weil er seine bisherige Meynung falsch befand, daß die ruhige Heiterkeit einer tugendhaften Seele, und die Seligkeit, sich mit der Reinigkeit seines eigenen Gewissens zu trösten, den Geist gegen alle Schmerzen, Bitterkeiten und Uebel verwahren könne, mit denen ein widriges Schicksal alle Menschen ohne Unterschied heimsucht. Die Gerechtigkeit des höchsten Wesens hat daher sich selbst die Belohnung der Tugend vorbehalten, die weder durch die mit ihr verbundenen Freuden, noch auch durch andere Menschen würdig vergolten wird.

Ungeachtet ich aber nicht glaube, daß die Tugend allein hinreicht, den Menschen auf dieser Erde glücklich zu machen, so behaupte ich doch auch, daß der tugendhafte Mann, wenn alle übrige Umstände gleich sind, weniger unglücklich als der Lasterhafte seyn muß. Noch mehr: wenn der Mensch alle seine Empfindungen der Vernunft stets untergeordnet halten könnte, so würde er, glaube ich, moralischen Schmerzen weniger ausgesezt seyn, als er es jezo ist. Jeder moralischer Schmerz

ist weiter nichts als Furcht; und diese schmerzhafte Furcht ist wiederum eine bloße Erwartung eines künftigen moralischen Uebels. Wenn wir also moralische Schmerzen leiden; so sind wir von allen übrigen Schmerzen, nur nicht von der Furcht, welche zu leiden, frey. Diese Furcht ist oft ungegründet; es sind immer Gründe der Wahrscheinlichkeit gegen ihre künftige Wirklichkeit da. Furcht und der daraus entstehende Schmerz läßt sich also durch die Vernunft entweder ganz wegnehmen, oder wenigstens durch den Gedanken der Unnüzlichkeit unsers Fürchtens und Traurens lindern. Je größere Fortgänge wir daher in der wahren Weltweisheit machen, desto mehr befreyen wir uns von allen diesen Uebeln. Ich nehme zum Beyspiel einen Ehrgeizigen, in dem Augenblick, in welchem er die Nachricht hört, daß eine Bedienung, die er lange sehnsuchtsvoll gehofft, und als ganz gewiß gehofft hatte, einem seiner Mitwerber gegeben worden. Dieser Ehrgeizige wird zuverläßig in das tiefste Trauren, in den heftigsten moralischen Schmerz versinken. Ein kalter Raisonneur nähert sich ihm: was machst du (sagt er) elender niedergeschlagner Mann! warum überläßt

du dich einer ungewissen, und vielleicht ungegründeten Furcht? Was fürchtest du dann? Glaubst du vielleicht voraus zu sehen, daß du jezt elend leben müßtest? Welche sind denn die Uebel die du voraus siehest? Die Menschen werden vielleicht für dich nicht so viel Aufmerksamkeit haben, als du wünschest; du wirst weniger reich seyn? Sammle dich und untersuche wenigstens stückweis die Ursachen deiner Furcht, und fasse sie nicht, wie bis jezt in ganzen Maßen zusammen. Menschen werden dir also nicht Aufmerksamkeit, nicht Achtung genug beweisen? Eine etwas weniger tiefe Verbeugung, eine Schmeicheley weniger ist kein Verlust, der dich verzweifeln machen sollte. Aufgeklärte Männer werden dich einer verunglückten Bewerbung wegen nicht weniger hochschäzen; höchstens also hast du nur einige Niederträchtigkeiten, oder eine stärkere Beugung in den Rücken derer eingebüßt, die sich sonst um deine Gunst beworben hätten. Du wirst aber auch weniger reich seyn? Alle Güter, die du einbüsest, ohne dir selbst genaue Rechenschaft davon zu geben, laufen am Ende darauf hinaus, daß du zween oder drey Faullenzer weniger zu ernähren, und eben so

viele Schmeichler weniger an deiner Tafel zu unterhalten hast. Deine Gesundheit, die gute Meynung anderer von deiner Rechtschaffenheit, und deine Kenntnisse bleiben bey vernünftigen Personen ungekränkt, welche wissen, wie viel Antheil der Zufall an der Vertheilung der Bedienungen hat. Uebrigens hast du genug, um mit Anstande zu wohnen, dich zu nähren, und zu kleiden. Wenn ein Wundarzt eine schmerzhafte Operation an dir machen müßte; so würde ich mit deinem Unglück Mitleiden haben: allein wenn du nicht Prätor, nicht Tribunus Plebis, nicht Consul seyn kannst; so habe Muth genug, ein vernünftiger Bürger zu seyn, und dich nicht mit Schimären zu beunruhigen. Diese Betrachtungen eines kalten Denkers sind so überzeugend, daß der Ehrgeizige fast kein Mitleiden mehr verdient, wenn er dennoch fortfährt, sich über eine dunkle Zukunft zu ängstigen. Der weise Menschenkenner wird aber dennoch nicht ohne alle Theilnehmung bleiben, wenn er bedenkt, was für ein großer Raum zwischen Ueberzeugung von einer Wahrheit, und deren Ausübung, oder Anwendung liegt.

Laßt uns den reichen Geizigen in die Nothwendigkeit sezen, die Ursachen seines moralischen Schmerzes bey dem Verlust eines Theils seiner Güter zu untersuchen, oder den unglücklichen Liebhaber, der seine Geliebte untreu, und undankbar findet; laßt uns eben dieses mit dem größten Theil der Menschen versuchen, die heftige Leidenschaften haben, und eben deswegen gegen moralische Schmerzen so sehr empfindlich sind. Wir werden fast immer finden, daß sie nur selbst erträumter Schimären wegen betrübt sind, und sich die Schrecken einer Zukunft vergrößern, die sie bey weitem so fürchterlich nicht finden, wenn sie sie einmal erreicht haben. Wenn wir dahero unsere Empfindungen stets nach dem Maaßstabe der Vernunft bestimmen, und die wahren Ursachen derselben untersuchen könnten; so würde der größte Theil unserer moralischen Schmerzen verschwinden, und wir würden eben das thun, was jener Cyniker that, der seinen Becher, als ein unnüzes Geräth wegwarf, als er entdeckt hatte, daß er das Wasser eben so gut mit der hohlen Hand schöpfen könnte. Allein das Vorhersehen künftiger Uebel ist so neblicht und verworren, in dem von

irgend einer Leidenschaft heftig aufgebrachten Menschen, daß die Vereinzelung und genauere Untersuchung derselben nicht statt findet. Wann wir aber auch dann und wann einsehen, daß unser Schmerz nur eine Befürchtung möglicher oder wahrscheinlicher Uebel sey, aber mit diesem Gedanken es doch nicht so weit bringen können, die Uebel, die so unbestimmt, und durch einander geworfen unserer Einbildungskraft vorschweben, von einander zu scheiden, und gehörig abzuwägen: so wird eben diese Dunkelheit, in welche die gefürchteten Uebel eingehüllt sind, unsere Traurigkeit vergrößern, und die Mangelhaftigkeit unserer Erkänntniß wird eine Ursache werden, weswegen wir die Uebel selbst für unüberwindlich, oder schwerer zu überwinden halten.

Noch eine Schwierigkeit hindert den Menschen, seine Empfindungen mit der ruhigen Vernunft übereinstimmend zu machen, und diese Schwierigkeit liegt darinn, daß wir nicht anders, als mit der äußersten Mühe den wahren Ursprung unserer Empfindungen erforschen können. So wie man von einem großen Flusse nicht die erste Quelle angeben kann, weil er durch die Vereinigung unzähliger

kleiner, und von einander getrennter Bäche und Ströme gebildet wird; eben so sind unsere Leidenschaften Folgen von so vielen, so mannichfaltigen und gemischten Begriffen und Eindrücken, daß der menschliche Geist vor Staunen stille steht, wenn er die ersten Anfänge von so unzähligen kleinen durch einander geflochtenen Fäden aufsuchen soll, die zulezt in großen Leidenschaften zusammenlaufen. So schwer es ferner wird, mit Sicherheit den Punkt zu bestimmen, wo ein Fluß seinen Anfang nimmt; so schwer ist es auch in den meisten Fällen, den ersten Eindruck anzugeben, der eine heftige Leidenschaft hervorgebracht hat.

Wenn aber auch nicht alle, oder der größte Theil unserer moralischen Schmerzen durch die Vernunft allein getilgt und gemäßiget werden können; so ist es doch gewiß, daß wir viele auf die angezeigte Arten zu vermeiden im Stande sind. Der wilde Mensch hat sehr wenige moralische Schmerzen; der Ausgebildete erhält deren eine große Zahl, und eben dieser nähert sich in Ansehung der moralischen Schmerzen dem Wilden wieder, wenn er seine Aufklärung dadurch ganz vollendet, daß er seine Vernunft braucht, und in allen Hand-

lungen seines Lebens, so viel er kann, anwendet. Wie man in der Erlernung der Wissenschaften von der Unwissenheit anfängt, und, wann man sich anders über das Mittelmäßige erhebt, mit dem Bekenntnisse der Unwissenheit aufhört; so geht der Mensch bey seiner Cultur von Ruhe aus, kommt beym Fortrücken in den Tumult der Leidenschaften, und nähert sich abermals, wenn er noch weiter vordringt, der Ruhe wieder, von der er ausgegangen war. So lange ein Mensch der beyden die thierische Welt bewegenden Empfindungen, der Furcht und Hoffnung fähig ist; so lange kann er auch moralische Schmerzen und Freuden empfinden. Diese Art Gegenstände während ihrer Abwesenheit zu empfinden, ist eine Erscheinung, die ganz allein von dem unbekannten Theile meiner selbst abhängt, den man Gedächtniß nennt, ein Theil, der auf mich wirkt, der die Stelle äußerer Gegenstände vertritt, der aus sich selbst heftige Bewegungen und Leidenschaften in mir wider meinen Willen hervorbringt, während daß ich mich ganz leidend verhalte, der allein in mir das ich bildet, was in dem Bewußtseyn meiner Begriffe besteht. Dieses uns so demüthigende

Räthsel meines Wesens, dies Gedächtniß, ist der Vater aller meiner moralischen Freuden und Leiden. Diese sind niemals ohne Hoffnung und Furcht da, beyde können wiedrum nicht ohne Vorstellungen von Gütern und Uebeln seyn: und diese Vorstellungen finden endlich nicht statt, ohne Güter und Uebel empfunden zu haben, und uns ihrer zu erinnern.

Auf welche Art entstehet alsdenn, wenn die Einbildungskraft uns abwesende Uebel gegenwärtig macht, in uns die schmerzhafte Empfindung der Furcht? Dieß ist ein Geheimniß, das der Schöpfer des Ganzen dem Menschen nicht hat offenbaren wollen. Die Ursachen unserer Empfindungen sind so versteckt, daß der größte Geist sie zu entdecken verzweifeln muß. Wenn ein glüendes Eisen an eins meiner Glieder gehalten wird; so fühle ich physischen Schmerz, und bemerke, daß diese Wirkung stets erfolgt, wenn irgend ein Theil meines Körpers zerrissen, oder verrückt wird. Allein ich weis demungeachtet nichts davon, was eine solche Verwundung, oder Verdrehung mit meiner Empfindung für Verwandschaft hat. Wenn ich also nicht einmal die

Beziehungen oder die Glieder der Kette kenne, die eine körperliche Verwundung, mit physischem Schmerze verknüpft, hat, wie viel weniger werde ich die Glieder einer andern Kette unterscheiden, und erkennen können, die von einem Bilde der Einbildungskraft anfängt, und mit einer wirklichen Empfindung aufhört. Im ersten Fall kenne ich wenigstens das eine Ende der Kette; im andern Fall sind mir beyde Enden gleich unbekannt. Vielleicht erregt das Gedächtniß, das man, wenn es sehr lebhaft ist, Einbildungskraft nennt, einen Reiz in den innersten Theilen meiner Maschine. Die Blöße, der ängstliche, erschwerte Athemzug, der beschleunigte Lauf des Bluts, die die blose Befürchtung eines Uebels begleiten, scheinen es wahrscheinlich zu machen, daß durch diese Fähigkeit zu erinnern, die die Quelle der größten Freuden und Leiden unsers Lebens ist, eine innere Unordnung hervorgebracht werde. Aber in diesen Untersuchungen werden vorsichtige Denker nicht leicht mehr, als ein Vielleicht wagen.

Vielleicht macht mir jemand den Einwurf, daß, wenn ein jedes Vergnügen in einem

plözlichen Aufhören des Schmerzes bestehe, man auch umgekehrt behaupten müsse, daß ein jeder moralischer Schmerz durch ein plözliches Verschwinden eines Vergnügens hervorgebracht werde. Allein hierauf antworte ich, daß eine solche wechselseitige Erzeugung der Schmerzen und Vergnügungen aus einander gar nicht möglich sey. Um dies einzusehen, darf man nur bedenken, daß der Mensch alsdenn weder moralische Schmerzen noch Vergnügungen empfinden könnte. Die erste dieser beyden Empfindungen würde nach dieser Voraussezung die erste, und auch nicht die erste seyn, welches ungereimt ist. Nach dem Zeitpunkt, in welchem der Mensch das Leben empfangen hat, muß nothwendig ein erstes moralisches Vergnügen, ein erster moralischer Schmerz seyn. Nehmen wir also an, daß das Vergnügen vor dem Schmerze empfunden werde, und daß das Vergnügen aus einem plözlichen Aufhören des Schmerzes entstehe; so ist die Empfindung des Vergnügens alsdann doch nicht die erste. Sezen wir hingegen voraus, daß der Schmerz vor dem Vergnügen da war, und in einem plözlichen Aufhören des Vergnügens besteht; so ist auch

Schmerz in dieser Voraussezung nicht die erste Empfindung. Hieraus folgt unwidersprechlich, daß die wechselseitige Entstehung des Schmerzes, oder des Vergnügens aus einander nicht möglich sey. Wenn also auch das moralische Vergnügen in einem plözlichen Verschwinden des Schmerzes besteht; so folgt daraus zuverläßig, daß der moralische Schmerz nicht in einem plözlichen Aufhören des Vergnügens bestehen könne, weil alsdenn das erste moralische Vergnügen, was der Mensch nach seiner Geburt empfindet, aus der plözlichen Zerstörung eines Schmerzes entstehen würde, vor dem kein Schmerz vorhergegangen wäre. Entweder ist also weder die eine, noch die andere dieser Entstehungsarten des Vergnügens und Schmerzes wahr; oder wann die eine wahr ist, so ist die andere unmöglich. Wann also bewiesen ist, daß das moralische Vergnügen ein plözliches Verschwinden irgend eines moralischen Schmerzes sey; so ist zugleich bewiesen, daß der moralische Schmerz nicht in einem plözlichen Aufhören des Vergnügens bestehen könne.

Maupertuis hat die Vergnügungen sowohl, als Schmerzen zu berechnen gesucht.

und das Resultat seiner Untersuchungen war dieses: daß diese jene sowohl der Zahl, als Intension nach sehr weit übertreffen, und daß wir daher mehr leiden, als uns freuen, wir mögen uns finden, in welcher Lage, und in welchem Zustande wir wollen. Diese Folge, die ein jeder Mensch durch seine eigene Erfahrung genug bestätiget findet, fliest, wenigstens was die moralischen Empfindungen betrifft, aus der Erklärung selbst, die ich vom moralischen Vergnügen gegeben habe. Dies Vergnügen ist beständig ein plözliches Aufhören des Schmerzes, und kann daher niemals den Schmerz überwiegen, den es hat aufhören machen. Das Vergnügen kann lebhafter seyn, weil es in einem Zeitraum von wenigen Augenblicken zusammen gedrängt ist: allein die Summe des Vergnügens kann niemals größer als die ganze Summe von Schmerzen seyn, die durch den längern Zeitraum, in welchem wir gelitten haben, vertheilt waren. Jedes moralische Vergnügen also, das genossen wird, sezt wenigstens so viele erlittene moralische Schmerzen voraus; allein außerdem sind alle diejenige Schmerzen, die nicht plözlich verschwinden, eine Summe von Uebeln,

die in unserm Leben nicht vergolten werden, und dieser langsam aufhörenden Schmerzen empfindet ein jeder Mensch eine große Zahl. Wenn also anders die gegebene Erklärung vom moralischen Vergnügen wahr ist; so muß ihr zu Folge ein jeder Mensch nothwendig mehr Schmerzen, als Vergnügen empfinden.

Eine andere Folge ergiebt sich aus eben der Erklärung: daß nämlich nicht zwo moralische Freuden unmittelbar auf einander folgen, und sich begränzen können, wenn nicht die erste mit einem kleinen Zusaze von Schmerz vermischt ist. Auch das zweyte Vergnügen entstehet, wie das erste, aus einem plözlichen Aufhören des Schmerzes, und es ist daher nothwendig, daß das erste Vergnügen, worauf es folgt, mit Schmerz vermischt sey. Zwo vollkommne Freuden in ununterbrochner Folge werden also unmöglich seyn; beyde müssen nothwendig durch einen moralischen Schmerz getrennet seyn, aus dessen plözlichem Verschwinden das zweyte Vergnügen entsteht. Hierinn liegt der Grund, warum eine reine, und von allen unangenehmen Empfindungen geläuterte Glückseligkeit für den Menschen kein daurender Zustand seyn kann: sie ist nur

augenblicklich, und wechselt mit Zwischenräumen von Elend ab, in denen der Mensch aber sogleich das verführische Bild einer Glückseligkeit ergreift, die er sein ganzes Leben durch unermüdet aufsucht. Es ist freylich eine traurige, aber doch gewisse Wahrheit, daß der Mensch von einer langen ununterbrochenen Folge von Schmerzen gequält werden, und durch einen langen Zeitraum zur Unglückseligkeit hinab sinken kann, ohne eine andere Gränze, als den Tod, oder die Unempfindlichkeit zu finden. Auf eine Verdrehung, Verlezung, oder unnatürliche Ausdehnung der Glieder unsers Körpers können immer neue folgen; physische oder moralische Schmerzen können einen Menschen mehrere Tage hintereinander so zerreißen, daß er nicht Ruhe genug hat, seine Augen zu schließen; aber keine Reihe von aneinander hangenden Vergnügen kann uns eine eben so lange Zeit durch, auf eine angenehme Art beschäftigen, ohne daß sie nicht vom Schlaf, Müdigkeit und Ekel unterbrochen werden sollte. Eben deswegen wird es der Einbildungskraft eines jeden Menschen so leicht, sich einen Haufen von Uebeln, einen daurenden Zustand von Pein und abso-

lutem Elende zu denken; so schwer hingegen, einen Zustand reiner Glückseligkeit zu dichten, der frey von allem Verdruß, und keiner Sättigung ausgesezt wäre. Die Gemählde vom Tartarus sind aus eben dem Grunde immer stärker gezeichnet, und machen einen tiefern Eindruck, als die Beschreibungen Elysiums, die auch bey der äußersten Anstrengung der feurigsten Einbildungskraft uns immer kalt scheinen. Nur allein die Religion kann uns bey dem Anschaun dieser traurigen Wahrheiten trösten; sie verkündigt uns eine Zeit, in welcher wir, bey einem andern Bau unserer empfindlichen Theile, einer ununterbrochenen Reihe der reinsten Freuden fähig seyn werden, zu deren Genuß wir jezo in uns nicht die Fähigkeit, sondern nur Begierde, und Sehnsucht fühlen.

Bisher habe ich nur von den moralischen Vergnügungen geredet, und sie richtig zu erklären geglaubt, wenn ich sie in das plözliche Verschwinden von Schmerzen sezte: jezt ist noch eine ähnliche Untersuchung der physischen Vergnügungen übrig, um zu erfahren, ob diese jenen gleich, oder von ihnen verschieden sind.

Erstlich wird ein jeder mir leicht zugeben, daß ein großer Theil der physischen Vergnügungen in einem plözlichen Aufhören von Schmerz bestehe. Ganz ausgedörrt, durch den anhaltenden Durst einer langen Reise, die ich unter dem Brande der Sonnenstrahlen, und in der heißesten Tageszeit gemacht habe, finde ich endlich ein frisches kühlendes Getränk, und in diesem Augenblick genieße ich ein sehr lebhaftes physisches Vergnügen, das allein aus einer plözlichen Tilgung eines physischen Schmerzes entsteht. Ausgehungert finde ich schmackhafte Speisen, und auch hier wird mein Vergnügen, das aus dem plözlichen Aufhören eines Schmerzes entspringt, um desto größer seyn, je quälender der erlittene Hunger war. Endlich von Müdigkeit überwältigt, oder vom Frost zusammengeschrumpft, treffe ich ein weiches Bett, oder ein warmes Zimmer an, und gehe in beyden Fällen in einen Zustand der lebhaftesten physischen Vergnügungen über. Alle diese physische Freuden, die durch Einwirkungen auf meine äußere Organen hervorgebracht werden, entstehen allein aus einem plözlichen Verschwinden vorhergehender Schmerzen. Bey einer

genauern Untersuchung wird man finden, daß der größte Theil der übrigen physischen Freuden denselbigen Ursprung, und dieselbige Beschaffenheit haben.

Der Zergliederer beobachtet ruhig viele Gegenstände; der neugierige Forscher der Wahrheit löst, frey von allen Leidenschaften, manche Begriffe auf, deren Resultate dem Publico auffallend und gefährlich scheinen könnten, wenn man sie ihm in ihrer größten Einfachheit verlegte. Männer also, die Lust zum Nachdenken haben, und diese meine Untersuchungen lesen, werden mir nicht eine jede kleine Lücke, eine jede nicht gemachte Anwendung meiner Grundsäze vorwerfen, oder deswegen ein Vorurtheil wider meine ganze Theorie fassen.

Oft verschafft sich der Mensch, ohne sich dessen deutlich bewußt zu seyn, peinliche unangenehme Empfindungen, blos um sie plözlich aufhören zu machen. Vielleicht ist der Gebrauch des die Nerven sehr reizenden Schnupftabaks, das anderswo gebräuchliche Käuen eines ekelhaften Krauts, die Gewohnheit, den Mund mit dem Rauche eines prickelnden Gewächses zu füllen, endlich der Gebrauch des

Senfs aus dem angegebenen Grunde eingeführet worden. Viele Menschen verlängern den Spaziergang, und Tanz bis zur Ermüdung, um diese Müdigkeit durchs Ausruhen plözlich verschwinden zu fühlen. Diese Art von Vergnügungen, die wir aus freywillig uns zugezogenen Schmerzen ziehen, ist nicht so eingeschränkt, als man sich beym ersten Anblick vorstellen sollte.

Wenn daher alle moralische Vergnügungen, und ein großer Theil der physischen in einem plözlichen Aufhören von Schmerzen bestehen; so veranlaßt uns Wahrscheinlichkeit und Analogie zu glauben, daß alle angenehmen Empfindungen ohne Ausnahme aus einem solchen schnellen Aufhören von Schmerzen entspringen. Was mich mehr als irgend etwas anders in meinen Gedanken bestärkt, ist die Beobachtung, daß der Mensch oft Schmerzen empfindet, aber eben deswegen, weil er ihren Siz in den, ihm unbekannten empfindlichen Theilen nicht genau genug kennt, blos leidet, ohne sich von dem Principio derjenigen unnennbaren Schmerzen Rechenschaft geben zu können, unter welchen er leidet, und aus deren plözlichem Verschwinden, ihm gleichfalls

dem Ursprung nach, nicht bekannte Vergnügen entstehen. Um sich hievon zu überzeugen, gebe man nur auf unsere verschiedene Arten zu empfinden acht. Alle Theile unsers Körpers, die häufig berührt werden, zeigen uns, wenn sie beleidiget werden, durch ein bestimmtes Gefühl an, von welcher Art und Beschaffenheit der von äußeren Körpern erhaltene Eindruck sey. Diejenigen Theile hingegen, deren Tact weniger geübt ist, die seltener berührt werden, geben uns eine vielweniger genaue und bestimmte Sensation von dem äußern Körper, der sie berührt: wir unterscheiden zwar, ob die erhaltene Empfindung angenehm oder schmerzhaft sey, wissen aber nicht, auf welche Art und durch welchen Gegenstand sie hervorgebracht worden. Wenn zum Beyspiel ein äußrer Körper mir an den innern Theilen meiner Finger Schmerzen verursacht; so unterscheide ich ganz genau, ob dieser Schmerz entweder durch einen zu grossen Grad von Kälte oder Hize, durch etwas schneidendes oder stechendes hervorgebracht wird; ich unterscheide genau, ob der Schmerz, den ich leide, von einer zu heftigen Pressung, von einer gewaltsamen Trennung, oder Zer-

reißung der Theile, u. s. w. entsteht. Wenn hingegen derselbige Eindruck auf meinen Fuß oder Arm, auf weniger geübte Theile geschieht; so werde ich zwar Schmerz empfinden, aber nicht unterscheiden können, ob dieser Schmerz aus einem zu heftigen Druck, oder aus Quetschung u. s. w. entsteht. Wenn ich in dieser Untersuchung weiter gehe; so finde ich, daß die innern Theile unsers Körpers zwar gegen einen jeden zu heftigen Eindruck der auf sie wirkenden Gegenstände empfindlich sind, daß sie aber deswegen, weil sie seltener berührt werden, uns gemeiniglich nur dunkle und unbestimmte Sensationen verschaffen. Kopfschmerzen sezen immer einen heftigern Reiz der innern Organen voraus; aber welcher ist der Theil, der Schmerzen leidet? entsteht der Schmerz aus einem Stechen, oder Druck, oder einer gewaltsamen Ausspannung? keiner weiß dies anzugeben. Das Haupt leidet, der ganze Mensch befindet sich übel, aber er kann den Punkt und den Siz des Schmerzes nicht anzeigen. Die Schmerzen in den Eingeweiden sind von derselbigen Beschaffenheit; man kann ohngefähr den Siz des Uebels angeben: aber der Theil selbst, und die Art der

Verletzung, läßt sich nicht genau bestimmen. Eben dieses beobachtet man bey Zahnschmerzen, wann sie anders ungewöhnlich heftig sind; sehr oft zeigt man einen gesunden Zahn, als den Siz und die Ursache des Schmerzes an, wenn der benachbarte der kranke und leidende Theil ist. Dies rührt, wie ich schon gesagt habe, daher, daß alle Theile unsers Körpers, deren Tact wenig geübt ist, uns immer nur unbestimmte, dunkle und zweydeutige Sensationen geben. Was wollen wir anders mit den Ausdrücken: Unlust, Verdruß, Unruhe, Niedergeschlagenheit, sagen, als daß wir uns in einem peinlichen Zustande von Unbehaglichkeit befinden, ohne die Natur unsers Leidens, und dessen Siz angeben zu können. Dies als wahr angenommen, schließe ich weiter, daß wir immer Schmerzen dieser Art empfinden, weil ein jeder Mensch irgend einen Fehler, irgend ein kleines Gebrechen in seiner thierischen Maschiene hat; entweder zu weitläuftige, oder zu enge Eingeweide, fremde ungleichartige Körper und Theile im Milz oder Nieren, u. s. w. Ein jeder Zergliederer würde Stof genug haben, seine Leser bis zur Muthlosigkeit niederzuschlagen, wenn er uns

nur ein Verzeichniß von allen den Uebeln geben wollte, die sich in uns finden, ohne daß wir sie selbst wahrnehmen. Dies sind unnennbare Schmerzen, die ein jeder Mensch fühlt, ohne sich selbst den Grund davon angeben zu können, die uns alle leiden machen, und in einen Zustand von Unbehäglichkeit versezen, ohne daß wir den Siz, und die leidenden Theile zu bestimmen im Stande sind. Diese unnennbare Schmerzen sind, meiner Meynung nach, die wahre Ursache der physischen Vergnügungen, die dem ersten Anblick nach, aus dem plözlichen Verschwinden von Schmerzen am wenigsten zu entstehen scheinen.

Tonkunst, Mahlerey, Dichtkunst, und alle übrige schönen Künste gründen sich dergestalt auf diese nahmenlose Schmerzen, daß ich glaube, alle schönen Künste wären nicht erfunden worden, wenn die Menschen stets vollkommen gesund und vergnügt geblieben wären. Diese Uebel sind die Quelle der feinsten und reizendsten Vergnügungen unsers Lebens. Man untersuche den Menschen in den Augenblicken, in welchen er wahrhaftig zufrieden, frölich und gesund ist; und man wird finden, daß er gegen alle Reize der Musik,

Mahlerey und Dichtkunst unempfindlich ist, wenn nicht eine vorher erworbene Gewohnheit ihn zu diesen schönen Künsten hinzieht, oder die Eitelkeit ihn zum Heuchler macht. Der starke, mit sich und seinem Zustande zufriedene Mensch hat am wenigsten Empfindlichkeit; diese nimmt mit dem Gefühl unserer eigenen Schwäche, und unserer Bedürfnisse zu. Ein Niedergeschlagener wird, wenn er anders gegen die Reize der Tonkunst nicht ganz unempfindlich ist, mit der innigsten Wonne die Melodie eines schönen Concerts empfinden; er wird erweicht werden, in einen süßen Taumel von Empfindungen sinken, und ein wirklich physisches Vergnügen genießen, das heißt: die unnennbare Schmerzen, die ihn traurig machten, werden plözlich aufhören, und durch süße Töne der Musik zertheilt werden. Um aus einer solchen Traurigkeit heraus zu kommen, hilft der Mensch sich selbst nach; er sucht die Werke der schönen Künste durch seine Einbildungskraft zu verschönern; und, wenn er nur irgend einer Erhebung der Seele, eines wärmern Enthusiasmus fähig ist, wird er in der zufälligen Stellung der Wolken Figuren von allerley Art, und so in

musikalischen Stücken den Ausdruck vieler Leidenschaften, und mancher Schönheiten finden, an die der Tonkünstler selbst nicht gedacht hat. Die Musik ist vorzüglich eine Kunst, in welcher der erfindende Künstler seinen Zuhörern Gelegenheit giebt, gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten, um eine vollkommene Täuschung hervorzubringen. Ein schönes Gemählde, ein vortreffliches Gedicht werden immer noch einigen Eindruck selbst auf den machen, der wenig Geschmack für beyde besizt; aber eine schöne Musik wird allemal ein unbedeutendes Geräusch für den bleiben, der kein für sie gebautes Ohr, und einen des Künstlers seinem ähnlichen Enthusiasmus hat, weil die Musik den größten Theil ihrer Wirkung der Einbildungskraft der Hörenden überläßt. Eben daher wird dieselbige Musik verschiedenen Personen zur selbigen Zeit gefallen, wenn sie in ihnen gleich die verschiedensten Empfindungen hervorbringt. Der eine wird sie höchst einfach und unschuldig finden; der andere zärtlich, und empfindungsvoll; ein dritter endlich wird sie als reich und harmonisch bewundern. Eine so große Verschiedenheit wird man selten in den Urtheilen mehrer Menschen über

dasselbe Gemählde oder Gedicht antreffen, weil in diesen Künsten der Künstler fast allein thätig, und der Zuschauer oder Leser fast ganz leidend ist; da hingegen in der Musik der Hörer zugleich mit dem Künstler auf sich selbst mit wirken, und zwar aus verschiedenen Gemüthszuständen mitwirken müssen, aus deren Unterschieden denn die Abweichungen in den von demselbigen Gegenstande hervorgebrachten Empfindungen entstehen.

Auch die Mahlerey wird das zufriedene fröliche Herz eines Menschen in Augenblicken des Glücks wenig beschäftigen. Wenn er aber durch eine Leidenschaft, oder sonst einen nahmenlosen Schmerz niedergeschlagen ist; so wird er sich den Schönheiten und Wirkungen ihrer Meisterstücke mehr oder weniger leihen. Menschen im Zustande heftiger Leidenschaften werden das größte Wohlgefallen an solchen Gemählden finden, die lebhafte Empfindungen erregen. Kunstmäßige oder nach Regeln gebildete Kenner können sich ganz in Verwunderung über die Geschicklichkeit verlieren, womit der Künstler alle Schwierigkeiten zu überwinden, die Figuren zu ordnen, und Licht und

Schatten auszutheilen gewußt hat. Auch in Seelen, die von diesen Gegenständen stark gerührt werden, hören unnennbare Schmerzen plözlich auf, und müssen also gewisse angenehme Empfindungen entstehen; allein um beym Anblick eines Gemähldes eine grössere Summe von Vergnügen zu kosten, muß es nothwendig in unserm Herzen Empfindungen rege machen, weil alsdenn eine grössere Anzahl unnennbarer Schmerzen getilgt wird. Ich habe ehemals ein sehr lebhaftes Vergnügen empfunden, als ich zum erstenmale ein Gemählde betrachtete, das die Abreise des Attilius Regulus von Rom vorstellte. Der Held selbst findet sich in der Mitte, nach römischer Art gekleidet; sein Gesicht druckt eine ruhige aber feste Tugend aus, doch scheint es bey einer genauern Betrachtung, als wenn er einen tiefen Schmerz zu verbergen suchte. Er ist eben im Begriff, sich am Bord der carthaginiensischen Schiffe zu begeben, die auf der Tiber liegen, an deren Ufern die ganze Handlung vorgeht. An der Aehnlichkeit erkennt man den jungen Sohn des Helden, der sich mit dem Ausdruck der lebhaftesten Empfindung dem Schritt seines Vaters zu widersezen

scheint, während daß eine Tochter sich das Gesicht mit der Hand ihres Vaters, die sie küßt, bedeckt, und eben diese Vaterhand mit ihren beyden zarten Händen an sich drückt, um ihre Thränen und Verzweifelung zu verbergen. Nicht weit vom Attilus steht der römische Consul; die ruhige Majestät, die aus seinem Antlize hervorleuchtet, benimmt den Zügen der gefühlvollsten, leidenden Freundschaft nichts. Um den Consul her steht eine große Menge von Römern, von denen die entferntesten sich auf die Spizen ihrer Füße aufrichten, um den Helden bey dieser großen Handlung zu beobachten. Eine Römerin, die mit der Hand auf den Helden hinweist, und ihn ihrem jungen Sohn zeigt, scheint den Leztern durch dies Schauspiel unterrichten zu wollen, und zu sagen: daß dieser ein wahrer Römer sey. Zulezt erscheinen mit Zeichen der Verwirrung, und des Staunens einige Carthaginienser, die durch die Seeluft braun gefärbt sind; und sich eben so sehr durch ihre barbarische Tracht, als durch die gehäßigen Züge ihres Gesichts ankündigen. Im ganzen Gemählde ist das Costume auf das genauste beobachtet, und es athmet allenthalben

Majestät, Größe, und wahre Empfindung. Das Vergnügen, was mir der Anblick davon verschaffte, war nicht kurz und vorüber fliehend; ich fühlte mich, wie von einem Trauerspiel gerührt; ich war getäuscht, als wenn die Gegenstände selbst mir gegenwärtig wären; ich stellte mir die Empfindungen und Reden der Personen bey dieser Handlung vor, und Traurigkeit, Mitleiden, Ehrfurcht, Bewunderung und Staunen wechselten in meiner Seele ab. Den ersten Gedanken dieses Gemählde hatte ein großer Minister, dessen Genie eine große Revolution in der Denkungsart der Völker, die seiner Vorsorge anvertrauet sind, hervorgebracht hat.

Auch auf dem Theater wird ein recht gesunder, und vergnügter Zuschauer wenig gerührt werden, sondern viel eher beständig zerstreut seyn; wenn hingegen ein Unglücklicher, tief gerührt, schluchzen und das ausgesuchteste Vergnügen bey der Vorstellung eines guten Trauerspiels kosten wird. In den wenigen Zeitpunkten, in welchen der Mensch mit sich und seinem Zustande vollkommen zufrieden, und sein Innres ruhig ist, läßt er sich

nicht von einem Gegenstande beugen, nicht von einem Gegenstande ganz hinreissen: unsere Leidenschaften und Gesinnungen sind alsdann republicanisch, und leiden nicht eher eine über alle siegende Selbstherrscherin, als bis wir von einigen unruhigen Gemüthsbewegungen gefesselt werden. Ein jeder Enthusiast, ein jeder Mensch, der eine Wissenschaft, Kunst, Beschäftigung, oder sonst etwas schwärmerisch liebt, liebt seinen Gegenstand aus keiner andern Ursache so heftig, als weil er selbst in seinem Innersten unglücklich ist, und er sucht um desto begieriger diese Mittel, sich seinem Elende zu entziehen; je größer die Anzahl nahmenloser, oder unnennbarer Schmerzen ist, unter denen er leidet. Der unglückliche, isolirte Mensch sucht sich selbst einem mächtig rührenden, und anziehenden Gegenstande zu übergeben, um nur mit etwas beschäftigt zu seyn. Der starke, vergnügte und glückliche Mensch hingegen bricht lächelnd allenthalben nur Blüthen, berührt die Gegenstände nur an der Oberfläche, und bleibt ruhig ein Herr über sich, über die ihn umgebende Natur, und alle in ihm hervorgebrachten Empfindungen. Bey solchen Menschen wird

man daher wenig, oder gar kein Mitleid finden, nicht weil sie hart, oder grausam, wären, sondern weil ihr glücklicher Geist in unaufhörlicher Bewegung ist, alles nur leicht berührt, alles sieht, und nichts untersucht, und in den von außen kommenden Eindrücken zwar einen gewissen Reiz, aber nie einen heftigen Druck, oder eine überwältigende Anziehungskraft findet. Viele haben behauptet, daß die Thoren glücklich wären; ich hingegen glaube, daß die Glücklichen Thoren sind, weil Menschen, die die Stiche des Schmerzes nicht fühlen, und ruhig fortvegetiren, in sich selbst nicht Trieb genug finden, ihre Trägheit zu überwinden, und mit Eifer sich an irgend einen Gegenstand zu machen. Unter solchen Umständen kann kein Talent sich entwickeln, und kein Gedanke recht aufmerksam untersucht werden. In solchen Personen ist keine lebendige Kraft, die sie aus ihrer Unthätigkeit aufwecken, und allen Arten von Beschwerlichkeiten trozen machen könnte. Der Mensch ist also nicht glücklich weil er thöricht ist, sondern er ist ein Thor, weil er glücklich ist. Die Geschichte bestätiget es auch, daß alle große Männer, die Wissenschaften und Künste mit glücklichem Er-

folge trieben, von irgend einem Drangsale, oder gar von einem Haufen von Unfällen auf die Bahn geleitet worden, die sie sich selbst zuerst gemacht haben. Man schlage die Nachrichten, und Denkmäler von allen verewigten Geistern nach, die sich als Erfinder in irgend einem Theile der menschlichen Kenntnisse gezeigt haben, und man wird stets finden, daß entweder Dürftigkeit, oder Verachtung, oder auch die mit einem schwachen Körper verbundene Uebel sie zur Thätigkeit, und Uebernehmung von Beschwerlichkeiten antrieben, wovon die leztere selbst schmerzhaft ist, weil der Mensch von Natur, und freywillig niemals Beschwerlichkeiten übernimmt, als wenn er darin die Befreyung von einem Uebel, das ihn verfolgt, hofft. Auf diese Art kann man sich überzeugen, wie nicht nur alle Vergnügungen, die Wissenschaften und schöne Künste uns geben, aus Schmerzen entstehen, sondern wie aus dem Schmerze selbst ein jeder Trieb, sie zu erwecken, und zu vervollkommen, entspringt. Die schreckliche Empfindung des Schmerzes ist also die Urquelle, aus welcher die reinsten Freuden aufgeklärter gefühlvoller Seelen fließen.

Wenn ich bisher von den nahmenlosen Schmerzen, als solchen redete, die vorzüglich aus der Einwirkung äußerer Gegenstände auf unsere Organen entstanden; so hatte ich nicht die Absicht zu behaupten, daß kein Theil derselben aus nicht genug bekannten moralischen Empfindungen entstehen könnte. In der Gesellschaft von Personen, die für uns Gleichgültigkeit, oder wenig Achtung bezeugen, nehmen wir in uns eine unangenehme Empfindung wahr, die wir Verdruß nennen, und wenn sie bestimmter, und zugleich uns mehr bekannt wird, mit dem Nahmen von Erniedrigung, oder Verachtung belegen. Unsere Eigenliebe erfüllt das Gemüth mit unnennbaren Empfindungen, so oft wir auch nur mittelmäßig, und nicht zu heftig beleidigt sind. Die unnennbaren Schmerzen können daher, sowohl physisch, als moralisch seyn; immer aber bleiben sie gewisse dunkle Empfindungen, die uns übel aufgeräumt machen, ohne daß wir sie selbst, und ihre Ursachen genau untersucht hätten.

Wenn der Hauptendzweck der schönen Künste ist, zu vergnügen, und durchs Vergnügen das nüzliche und unterrichtende ange-

nehm zu machen; so müssen die ersten Grundsäze der schönen Künste selbst, als Folgesäze aus der Theorie des Vergnügens herfließen. Es ist dem Künstler nicht so schwer, den Zuschauer und Hörer durch einen schönen Anfang zu treffen, und zu überraschen, als es ihm schwer wird, beyde stets aufmerksam zu erhalten, und ihre Aufmerksamkeit durch eine Reihe wachsender, wiewohl unterbrochner, Vergnügungen zu fesseln. Die ersten Striche eines Orchesters, die Anfangsperiode eines Redners, wenn sie mit Nachdruck ausgesprochen wird, der erste Eindruck eines großen, und lebhaft colorirten Gemäldes, die erste Scene einer theatralischen Vorstellung haben leicht die Wirkung, daß sie den Zuschauer und Hörer auf eine angenehme Art überraschen, ein Vergnügen, woraus eine plözliche Tilgung der nahmenlosen Schmerzen, und eine Entfernung von uns selbst entsteht. Die große Kunst besteht darinnen, im Zuschauer kleine schmerzhafte Empfindungen auf eine geschickte Art zu erregen, um sie plözlich verschwinden zu machen; und ihn ferner mit der Hoffnung angenehmer Eindrücke so hinzuhalten, daß er die ihm vorgehaltenen Gegenstän-

de verfolgt, und am Ende eine Summe von Vergnügungen findet, die er genossen hat, und genossen zu haben sich freuet. Nach diesen Erfahrungen glaube ich, daß eine Musik unerträglich seyn würde, wenn nicht an gewissen Stellen Mistöne gebraucht würden, die für sich unangenehme, und schmerzhafte Empfindungen machen. Eben so verursachen in Gedichten rauhe Verse, die auf eine weise Art vertheilt sind, unangenehme Empfindungen, die aber plözlich durch den Wohllaut der darauf folgenden zerstöhret werden. Auch in der Malerey beleidigen zu starke, dichte Schatten, und mit Fleiß vernachläßigte Pinselzüge das Auge des Kenners; allein beyde dienen dazu den Eindruck der übrigen Schönheiten zu verstärken. Vielleicht besteht die Kunst des Schriftstellers auch darinnen, daß er theils durch die Töne seiner Ausdrücke, theils durch die Folge der Bilder im Leser abwechselnde unangenehme und liebliche Empfindungen zu erregen weis.

Eine Folge von Begriffen, die alle nach mathematischer Methode symmetrisch geordnet sind, giebt eine Schrift, die vortreflich ist, eine Wissenschaft zu lehren; aber ein schön

geschriebenes Werk muß Anmuth oder Grazien in einer liebenswürdigen Unordnung erscheinen lassen. Ein jeder geschickter Künstler muß dem wollüstigen Gärtner des Aristipps nachahmen. Lange und ebene, aber einförmige Gänge zwischen Hecken eingeschlossen, lassen uns den langweiligsten Spaziergang fürchten, weil wir stets dieselbigen Objecte vor Augen haben, und schon müde zu werden anfangen, ehe wir einmal wissen, daß wir gegangen sind. Einem solchen Gang ist ein Werk gleich, das mühsam, regelmäßig, und von keiner Seite vernachläßigt ist. Gleiche Wirkung mit ihm hat ein Gedicht, in welchem alle Verse wohlklingend sind, und eine Musik, die aus lauter Consonanzen besteht, ein Sinesisches Gemälde, wo alles helle, alle Farben höchst lebhaft sind. Im Garten jenes Philosophen waren keine ebene, gerade, eingeschlossene Gänge; dem Liebhaber des Spazierengehens war die größte Abwechselung vorbereitet. Ein Fußsteig führte dich in ein Gebüsche, wo du auf Kräutern und Blumen giengest, die die Strahlen der Sonne nie berührt hatten. Eine erfrischende Feuchtigkeit, und ein heiliges Stillschweigen flößten

dir allmählig Schauder und Befürchtungen ein, als wenn du von aller menschlicher Hülfe abgeschnitten wärest; und wenn diese Empfindungen eben anfiengen beschwerlich zu werden, so endigte sich das Gebüsch, und zeigte dir die Aussicht auf ein unermeßliches mit Hütten und Wohnungen bedecktes Feld, dessen Ende das scharfsichtigste Auge nicht erreichen konnte. Mit Vergnügen verweiltest du bey diesen Gegenständen; allein die Neugierde, noch andere, Staunen erregende Dinge, die du erriethest, zu sehen und zu finden, trieb dich noch weiter zu gehen. Du nähertest dich, während daß der Schauplaz immer enger und enger wurde, einem kleinen Hügel, von welchem schöne Bäche herab fielen, und dein Auge ergözten. Du fiengest an, ihn zu ersteigen, und fandest den Fußsteig steil und beschwerlich. Müdigkeit und Verdruß überfielen dich als sich dir eine, vorher nicht gesehene Grotte zeigte, in welcher Wasser von allen Seiten hervorquoll, und ein bequemer Siz dich zum Ausruhen einlud. Das künstlich vertheilte Wasser sezte musikalische Instrumente in Bewegung, die dich nur desto mehr überraschten, je mehr sie unerwartet waren. Ihre

süsse Melodie ließ dich entweder mit den reizendsten Bildern einschlummern, oder ihre kühnen Jagd- und Kriegsstücke gaben dir neue Stärke, und weckten deine Neugierde abermals auf. Du hobst dich, und verfolgtest deinen Weg, bis du von zwoen schmerzhaften Empfindungen der Müdigkeit und Neugierde gequält zu werden anfiengst. Der Weg leitete dich dahin, woher du gekommen warest, ohne dir den Verdruß, dieselbigen Gegenstände noch einmal zu empfinden, zu verschaffen. Dann erquickten dich die lieblichsten Gerüche der seltensten Blumen und Pflanzen, und du erhieltest die Aussicht auf Reste alter Baukunst, die die Zeit größten Theils zerstöhrt hatte. Bald überraschte dich ein kleiner Tempel, oder ein Thiergarten, bald ein schiffbarer Canal auf die angenehmste Art, und diese verschiedene Scenen tilgten bald die unangenehmen Empfindungen aus, die dich kurz vorher beunruhigten. Du kehrtest mit dem größten Vergnügen in deine Wohnung zurück, zufrieden eine so glückliche Stunde verlebt zu haben.

Ich glaube, daß ich in dieser Reihe von Bildern die wesentlichsten Grundsäze der schö-

nen Künste berührt habe. Eine in der größten Geschwindigkeit gesehene Gallerie, oder Naturaliensammlung verschafft uns selten einen befriedigenden angenehmen Zeitvertreib. Schöne Gegenstände müssen in einer gewissen Entfernung von einander seyn, entweder der Zeit, oder dem Raume nach, damit zwischen ein Paar auf einander folgenden Vergnügungen der Schmerz sich einschleichen könne. Ein Buch, wo lauter scharfsinnige, und erhabene Gedanken auf einander folgten, könnte nicht gefallen, wenn nicht eine gewisse Dunkelheit damit verbunden wäre. Diese Dunkelheit sezt den Leser in die Nothwendigkeit, die Lectur dann und wann zu unterbrechen, um über die Gedanken seines Schriftstellers nachzudenken, und in diesen Pausen leidet er sowohl von der Anstrengung, die er anwenden muß, um das, was er gelesen hat, zu verstehen, als von seiner Ungeduld, weiter fortzugehen. Dieser doppelte kleine Schmerz verschwindet, sobald die Gedanken, und Säze ihm verständlich zu werden, anfangen; und dieser Schmerz wird die Quelle eines darauf folgenden Vergnügens, das ohne ihn nicht statt gefunden hätte.

Es ist eine große Kunst, dem Zuschauer etwas übrig zu lassen, und nur blos eine Veranlassung zu solchen Empfindungen zu werden, die er in sich selbst hervorbringt. Nicht alles zu sagen, thut bey einem Redner eben dieselbe Wirkung, die die Tochter des Regulus in dem oben angeführten Gemählde hervorbringt, indem sie mit der Hand ihres Vaters in der Lage, als wenn sie sie küssen wollte, ihr Gesicht bedeckt. Diese Stellung läßt es der Einbildungskraft eines jeden frey, sich das schönste und kummervollste Gesicht vorzustellen, was er nur denken kann. In einem jeden werden daher die lebhaftesten Bilder aufgeweckt, die auf seine Seele einen viel stärkern Eindruck machen, als wenn der Redner, Mahler, Dichter, u. s. w. die seinigen in der größten Weitläuftigkeit mitgetheilt hätte. Das Verschweigen einiger Mittel- und Verbindungsbegriffe tröstet überdem noch die Eitelkeit des Lesers, und tilgt fast ganz das schmerzhafte Gefühl der Vergleichung aus, das in uns entsteht, wenn wir eine gute Schrift lesen, die wir selbst machen zu können, verzweifeln.

Allein ich würde mich zu weit von meiner Materie verlieren, wenn ich mich noch tiefer in die Untersuchung dieser reizenden Gegenstände, die ich vielleicht künftig einmal besonders vornehme, einlassen wollte. Ich kehre dahero von meiner Abschweifung zurück, und seze es, als einen mir unbezweifelt scheinenden Grundsaz fest: daß der Zweck eines jeden Künstlers dieser sey, die tröstenden Schönheiten der Kunst in solchen Entfernungen von einander auszustreuen, daß zwischen den Eindrücken derselben irgend ein unnennbarer Schmerz zurückkehren kann, oder auch mit Fleiß von Zeit zu Zeit schmerzhafte Empfindungen entstehen zu lassen, damit er sie durch lachende Bilder plözlich verschwinden machen kann. Diese Kunst läßt sich auch im bürgerlichen Leben mit dem glücklichsten Erfolge anwenden. Der liebenswürdigste Mann ist der, welcher die moralischen Schmerzen in uns lindern kann, die wir stets in unserm Busen herum tragen, und zu deren Besänftigung wir die Gesellschaft anderer suchen. Wenn ein solcher Mann stets einnehmend, und gefällig wäre; so würde er selbst durch die Einförmigkeit mißfallen: Jedes Gespräch würde unschmackhaft werden, weil es

ohne allen Widerspruch wäre: so gar sein Lob würde uns unerträglich werden, und er würde aufhören, ein liebenswürdiger Mann zu seyn. Wenn also jemand den Charakter eines liebenswürdigen Manns behaupten will; so muß er nothwendig uns dann und wann brüskiren, uns einen kleinen Verdruß machen, auf eine nicht zu beleidigende Art widersprechen, und mit Fleiß zu gewissen Zeiten beunruhigen, diesen kleinen Schmerzen aber Merkmale der Hochachtung, und Freundschaft untermischen, wodurch sie besänftiget und ausgelöscht werden. Ein junger französischer Officier kam zur Armee, gieng gerade zum Hauptquartier, drang sich durch die Menge von Menschen durch, um sich dem Marschall von Villars vorstellen zu lassen, und fragte sehr laut: wo Villars sey? Der Marschall, beleidigt über diese unanständige Vertraulichkeit, sagte, daß er wenigstens Monsieur hätte hinzusezen können. Ich habe niemals, antwortete der junge Officier, Monsieur Alexandre, Monsieur César sagen hören. Der Marschall, der durch dieses Lob mit den größten Helden des Alterthums verglichen wurde, mußte um desto mehr Vergnügen empfinden, je plözlicher das

Verschwinden seines Verdrusses war. Mitten in dem vor Tiberius versammleten Senat, redete ein Römer den Kaiser mit folgenden kühnen Worten an: du bist, Cäsar, der ungerechteste unter allen Menschen. Man stelle sich vor, was für Empfindungen bey dieser Anrede in den Herzen aller Anwesenden entstehen mußten; in den Herzen von Senatoren, die Tiberius selbst ihrer Niederträchtigkeit wegen einen Haufen von Sclaven nannte, die schon deswegen einen gewissen Tod fürchteten, weil sie die ausgesprochenen Worte nur angehört hatten. Tiberius selbst mußte vor Wuth aufgebracht werden. Allein der Römer fuhr fort: Ja, sagte er, du bist der ungerechteste Mann, weil du deine Wohlfahrt, von der die öffentliche ganz allein abhängt, vernachlässigest, weil du deine Kräfte, und Sorgen ganz der Erhaltung, und dem Ruhme Roms weihst, da du einen Theil auf dich selbst wenden solltest, um uns das Glück deiner Regierung desto länger genießen zu lassen. Die feinste Art also, der Eigenliebe der Menschen zu schmeicheln, ist dem Lobe einen Stachel zu geben, der uns erst Schmerz verursacht, und uns glauben macht, daß wir wenig geachtet

würden. Nachher werden wir nur desto stärker getroffen, wenn das darauf folgende Lob den erregten Schmerz auslöscht, und die angenehme Ueberraschung uns desto länger bey der unerwarteten Schmeicheley verweilen läßt. — Ein Kaufmann erwartet mit schmerzhafter Unruhe ein Schiff, das mit seinen Gütern beladen ist; das lange Außenbleiben desselben läßt ihn schon irgend einen Unfall besorgen. Während daß er sich mit den traurigen Gedanken eines Unglücks, und aller Folgen desselbigen beschäftiget, sieht ein Freund das Schiff glücklich in den Hafen einlaufen. Mit der angenommenen Mine einer verstellten Traurigkeit, eilt er in das Haus des Kaufmanns, erzählt die Nachricht, die man von einem Sturm und Schiffbruch hätte; erwähnt aller Umstände des Orts, der Flagge, und des Baues des Schiffs. Der Kaufmann ist beunruhigt, fürchtet, sieht im Geiste schon alle die schrecklichen Folgen voraus, die ein solches Unglück nach sich ziehen wird. In diesem Augenblicke sagt ihm sein Freund, daß das Schiff glücklich angelangt sey, und giebt ihm ein desto lebhafteres Vergnügen, je größer der Schmerz war, den er plözlich verschwinden machte.

Man könnte bey dem leztern Fall einwenden, daß der Freund gar nicht vorsichtig gewesen sey, weil die Summe, die er zum Vergnügen hinzu that, nicht größer seyn kann, als die Summe, die er zum Schmerze hinzufügte, und er also im ganzen seinen Freund nicht glücklicher machte. Hierauf antworte ich, daß der Mensch bey der Berechnung des Vergnügens mehr auf die Intension, als Dauer sieht.

Wenn einer genau rechnete, so müßte ein Schmerz, der einen Grad stark wäre, und zehn Minuten dauerte, einem andern gleich geschäzt werden, der zehn Grade Intension hätte, und nur eine Minute dauerte. In der Wahl beyder Schmerzen hingegen wird der Mensch sich eher für die kleine Intension, als die Kürze der Dauer bestimmen, und den Schmerz von einem Grad der Stärke für ein kleiners Uebel halten, wenn er gleich zehn Minuten anhält. Man gebe auf das acht, was auf dem Berge Cenis vorgeht, wenn er mit Schnee bedeckt ist, und man sich von seiner Spize auf einem Schlitten herab bewegt, der allein durch seine Schwerkraft getrieben wird. Einige Reisende haben, wenn sie am Fuße des

Berges waren, ein abermaliges beschwerliches Hinanklimmen bis auf den Gipfel des Berges sich nicht verdrießen lassen, blos um das Vergnügen wieder zu genießen, mit einer Schnelligkeit herab zu fahren, die dem Fluge der Vögel gleicht. Dieß ist das getreueste Bild von der Art, wie der Mensch Vergnügen und Schmerz berechnet. Freywillig übernimmt er einen Schmerz, wenn er groß in Ansehung seiner Dauer, aber nicht heftig der Intension nach ist, und übernimmt ihn um desto lieber, je schneller er ihn verschwinden machen, und ein je lebhafteres Vergnügen er daraus ziehen kann. — Der Zustand von Unruhe also, in welchen der Freund den Kaufmann eine Zeitlang sich quälen ließ, wurde überflüßig durch das kürzer daurende, aber lebhaftere Vergnügen vergolten, was auf jene Unruhe folgete.

Die meisten Schwachheiten und Ungleichheiten der Menschen in ihren Handlungen entstehen daher, daß sie viel stärker von der Lebhaftigkeit der Vergnügungen, und Schmerzen, als ihrer Dauer gerührt werden, ungeachtet man angenehme sowohl als unangenehme Empfindungen stets nach dem zusam-

mengesezten Verhältnisse der Dauer und Intension bestimmen sollte. Allein wenn der Mensch unter zwoen schmerzhaften Sensationen zu wählen hat, wovon er die eine auf einmal empfangen soll, deren ganzes Gewicht er unmittelbar in dem nächsten Augenblicke vor sich sieht, wovon die andere hingegen bey derselbigen Quantität weniger angreifend, und länger daurend ist, so wählt er allemal die leztere, die bey einer längern Dauer für den gegenwärtigen, oder nächst folgenden Augenblick nicht so peinlich ist. Uns scheint das Leben eine Reihe von Augenblicken; der Theil den wir wirklich als den Unsrigen ansehen können, ist der gegenwärtige, die ganze Zukunft hingegen, ist eine bloße Wahrscheinlichkeit, die aber desto stärker auf uns wirkt, und uns desto mehr anzugehören scheint, je näher der künftige Augenblick dem gegenwärtigen ist. Ein sehr lebhafter, aber kurzer Schmerz fällt am meisten auf diejenigen Augenblicke, die der gegenwärtigen Zeit unsers Däseyns am nächsten sind, und verspricht uns Ruhe für diejenige Momente, die weiter entfernt sind. Ein länger daurender aber weniger lebhafter Schmerz hingegen zeigt uns die mit den ge-

genwärtigen genauer verbundene, und uns näher angehörige Augenblicke unter einer weniger widerlichen Gestalt, und wenn er uns gleich die entlegene Momente unserer Existenz nicht so heiter und ruhig zeigt, so trösten wir uns doch darüber sehr leicht, vermöge einer, unser aller Herzen gemeinschaftlichen Täuschung: daß in jenem längern Zeitraum leicht Mittel erfunden werden können, unsern Schmerz abzukürzen. Aus dieser lezten betrüglichen Täuschung muß man es vorzüglich erklären, warum die Menschen sich eher für einen länger daurenden, aber weniger heftigen Schmerz, und hingegen für ein wenig daurendes, aber heftigeres Vergnügen erklären.

So sehr ich aber auch überzeugt bin, daß die lezte Bemerkung von dem größten Theile der Menschen gilt; so wahr ist es auch, daß alle Menschen in diesem Puncte sich nicht auf gleiche Art betragen. Je mehr der Mensch aufgeklärt, und ruhig in seinem Urtheile ist, desto mehr nähert er sich einer richtigen Berechnung der Vergnügungen und Schmerzen, und bringt in eben dem Verhältnisse die Zukunft mehr in Anschlag. Je einsichtsvoller

nämlich; und je ruhiger der Mensch in seinen Ueberlegungen wird; desto mehr sieht er voraus, und entfernt sich von der Thiere ihrer Art zu empfinden, die fast ganz allein durch gegenwärtige, und auf ihre Sinne wirkende Gegenstände bestimmt werden. Ich theile daher der Menschen ihre Arten zu empfinden in drey verschiedene Klassen ein, die ohngefähr folgende sind:

Der große Haufe gewöhnlicher Menschen umfaßt mit seinem Blick mehr als einen Gegenstand; allein diese Mehrheit von Objecten sieht er nur in einem schwachen Colorit mit unbestimmten verworrenen Umrissen. Menschen von diesem Schlage sind daher schwankend in ihren Urtheilen, furchtsam in der Wahl der Entschlüsse, Unternehmungen und Gegenstände, und sind also, da sie doch einmal handeln müssen, mehr gezwungen, andern als Mustern nachzuahmen, als nach ihrer eigenen Ueberlegung zu handeln. Großer Leidenschaften, und Handlungen gleich unfähig, schmachten sie in einem Zustande von Schwäche, und entziehen sich dem peinlichen Gefühl ihres eigenen Unwerths durch Schlaf, berauschende Getränke, oder Spiele. Zu al-

len diesen Zeitvertreiben werden sie durch die, sie verfolgende, Langeweile getrieben, in die sie versinken, so bald sie sich selbst überlassen bleiben. Diese Menschen sehen alle Dinge, wie durch einen Nebel, und, da sie ihren Blick nicht tief in das Innere der Dinge eindringen lassen können; so schätzen sie deren Werth nach derjenigen Seite der Oberfläche, die sich ihnen darbeut; sie vernachläßigen daher fast ganz die Dauer der Empfindungen, die in ihnen hervorgebracht werden, und geben nur allein auf ihre Stärke oder Intension acht.

In einer kleinern Anzahl von Menschen hat die Einbildungskraft eine solche Wendung, daß sie von einem herrschenden Bilde ganz ausgefüllt wird, und alle übrige Vorstellungen vernachläßigt, und unordentlich liegen läßt, wenn jenes mit dem lebendigsten Colorit stets gegenwärtig ist. Diese Menschen zeichnen sich besonders durch die Wärme ihrer Einbildungskraft, und ihres Enthusiasmus aus; die kühnsten Flüge sieht man nur allein in Menschen dieser Art. Sie zerfallen aber doch wieder in zwo Klassen: einige sind hartnäckig mit demselbigen Bilde, derselbigen Vorstellung beschäftiget, und diese verlieren

sie niemals aus dem Gesichte. Diese sind der größten Unternehmungen fähig, weil sie ihre ganze ungetheilte Kraft in einem kleinen Umfange zusammen halten. Ist ihr Lieblingstraum mit dem Besten des menschlichen Geschlechts übereinstimmend; so werden sie Helden: ist er diesem entgegen gesezt; so werden sie erlauchte Bösewichter: ist er endlich unzusammenhängend; so werden sie grosse Narren, die man selbst in ihren Thorheiten bewundern muß. Die von der andern Klasse sind freylich auch stets mit einer herrschenden Idee beschäftigt; allein in ihnen zerstört immer eine die andere, und keine übt daher eine dauerhafte Herrschaft aus. Aus diesen werden die besten Dichter, Redner und Maler: Menschen von heftigen, aber kurz daurenden Leidenschaften. Bey diesen darf man sich gar nicht darüber wundern, wann sie erst eine Zeitlang die bürgerliche Freyheit mit der größten Wärme vertheidigen, bald darauf Hofleute werden, und dann eben so sehr wider die Freyheit declamiren, als sie sie vorher erhoben hatten. Männer von einer solchen Phantasie, die gleich Schauspielern, Empfindungen von einigen Augenblicken in sich selbst aufwecken, und sie

andern mitzutheilen wissen, diese Männer würden sich selbst sehr unrichtig beurtheilen, wenn sie ihren jedesmaligen Enthusiasmus für beständig und anhaltend hielten, da er doch nicht aus dem Herzen, sondern aus einer erkünstelten, erzwungenen Aufgährung der Empfindungen entspringt. Die von der ersten Art berechnen alle Sensationen, die auf ihre Lieblingsidee einige Beziehung haben, auf das Richtigste, nicht nur der Intension, sondern auch der Dauer nach: alle übrigen Empfindungen hingegen, die mit jener in keiner Verbindung stehen, schäzen sie allein nach der Intension. Die Menschen der zwoten Art richten sich in ihren Urtheilen nach der Methode des Pöbels, und leben daher auch beständig, wie der Pöbel lebt.

Der kleinste Theil der Menschen besteht aus solchen, die in demselbigen Augenblick eine große Anzahl von Gegenständen hell und deutlich zu übersehen, sie mit einander zu vergleichen oder von einander zu sondern im Stande sind. Diese wählen und betreten ruhig den Weg der Tugend, weil sie die zahllose Menge von Uebeln kennen, die das Laster nach sich zieht. Sie fallen nicht in die lär-

menden Ekstasen, womit Anfänger in der Tugend sich zu beglaubigen suchen: ihre heitere ruhige Seele, und eine glückliche Gewohnheit veranlassen sie, rechtschaffen und tugendhaft zu leben. Ungeachtet diese, vermöge ihrer Organisation, ein weniger weiches Herz haben, als die Enthusiasten; so sind sie deswegen doch nicht von allen Fiebern der Leidenschaften frey. Die ruhige Vernunft erhält nicht immer folgende Wahrheit gleich gegenwärtig und lebhaft: daß Lasterhafte mehr Mitleid als Haß verdienen: Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit erregen in ihnen eben so oft Unwillen, als schöne Handlungen Liebe und Hochachtung erzeugen. Diese leztere Klasse von Menschen ist sich selbst in ihren Handlungen am meisten gleich; ihre Reden haben das Gepräge ihrer Thaten, und ihre Schriften die Farbe ihres Wandels und ihrer Gesinnungen. Sie suchen andere nicht durch gigantische Ideen und ungeheure Bilder in Erstaunen zu sezen; sie erleuchten und bessern durch den reinen und heitern Strahl der Wahrheit. In der Wahl und Schäzung der Empfindungen sind sie die richtigsten Rechenmeister; sie breiten ihren Blick über alle mögliche,

selbst die entfernteste Verhältnisse, oder Folgen der Dinge aus.

Diese drey Klassen sind so zu sagen die drey Haupttöne in der Empfindlichkeit, oder Empfindungsart der Menschen; jeder Mensch hingegen hat gemeiniglich eine Mischung von mehrern, oder hat von mehr als einer etwas an sich. Die von der ersten Klasse sind unter allen am wenigsten moralischer Vergnügungen und Schmerzen fähig, weil diese ganz von der Vergleichung des Vergangenen und Künftigen, unsers gegenwärtigen und kommenden Zustandes abhängen, und also Gedächtniß sowohl, als Fähigkeit in die Zukunft hinein zu sehen, voraussezen. Beyde können sich daher nicht merklich in solchen Seelen finden, die alle nicht gegenwärtige Gegenstände umnebelt, verworren und unbestimmt sehen. Die von der andern Klasse, die sich stets mit einem herrschenden Bilde, mit einer Lieblingsidee beschäftigen, müssen in Ansehung aller Gegenstände und Empfindungen, die auf diese eine Beziehung haben, der lebhaftesten moralischen Freuden und Leiden fähig seyn. Wir würden uns einen Begriff von den höchsten moralischen Vergnügungen so-

wohl, als Schmerzen eines Schwärmers machen können, wenn Columbus uns eine Geschichte seiner Empfindungen, während des langen Zeitraums hinterlassen hätte, in welchem er Mittel und Unterstüzung zur Entdeckung einer neuen Welt suchte, und an den Höfen herum reisete, um seine Entwürfe vorzulegen; während der Zeit, in welcher er in den Vorsälen der Großen zwischen einem kleinen Anschein von Hoffnung, und den bittern Spöttereyen der Höflinge zubrachte, die ihn als einen irrenden Ritter ansahen; wenn er uns ferner treulich die Empfindungen seines Herzens aufgezeichnet hätte, als seine Hoffnungen wuchsen, als er einige Schiffe erhielt, als er auf einem unermeßlichen und unbekannten Meere herum irrte, als er endlich eine neue Erde, und in ihr neue Schäze entdeckte. — Die dritte Klasse, als die empfindlichste gegen alle Gegenstände der Furcht und Hoffnung, ist auch von allen Seiten den moralischen Vergnügungen und Schmerzen zugänglich, die vielleicht der Intension nach geringer, als die der Schwärmer sind, aber die beträchtlichsten der Zahl und Summe nach seyn müssen.

Ich nehme jezt den Faden meiner Untersuchung wieder auf: das Vergnügen von der Seite der physischen Wirkung betrachtet, die es in uns hervorbringt, ist eher etwas Verneinendes, als Bejahendes, mehr eine negative, als positive Quantität, es ist eine Annäherung zum Nichtseyn: der Schmerz hingegen ist eine positive Größe, eine wirkliche Impression, in deren plözlichen Aufhören das Vergnügen besteht. Man gebe in der Erfahrung Acht, wie sehr kurz uns allen die Zeit der Freuden scheint, und wie viel länger hingegen der Zeitraum, in dem wir gelitten haben. Zeit ist in Rücksicht auf uns nichts, als die Folge unserer Empfindungen. Wenn ein Mensch mehrere Jahre hintereinander in der Ekstase einer einzigen Sensation, oder Vorstellung verharren könnte; so würde er gar nicht im Stande seyn, die verflossene Zeit richtig zu bestimmen. Da uns also die Stunden des Schmerzes, und der Betrübniß lang scheinen; so müssen wir, nach der eben gemachten Beobachtung schließen, daß wir viele, von einander verschiedene schmerzhafte Empfindungen gehabt haben, deren Uebersicht und Erinnerung uns zu glauben veranlaßt,

daß eine längere Zeit verstrichen ist, als die Uhr anzeigt. Die Stunden des Vergnügens bestehen in einem Aufhören des Schmerzes, welcher verschwindender Schmerz eine Aufhebung von Handlung, oder Wirkung, ein einförmiger Zustand der Seele ist, der uns kürzer scheint, als er ist, weil die Seele nicht durch wiederholte Stöße, deren sie sich erinnern könnte, erschüttert wird. Hierin liegt also der Grund, warum das Vergnügen seiner Natur nach nicht lang seyn, und sich über einen gewissen Zeitraum nicht hinaus ziehen kann, da der Schmerz hingegen so lange anhalten kann, als das Leben, das durch ihn zerstört wird. Ein positiver Eindruck auf uns hat keine andre Gränzen, als die unserer Empfindlichkeit: ein schnelles Verschwinden von Schmerz hingegen kann nicht ohne Abnahme von Schnelligkeit anhalten, und, wenn diese aufhört; so hört das Vergnügen zugleich mit auf.

Alle Erscheinungen unserer Empfindlichkeit bestätigen uns in diesen Gedanken. Neugebohrne Kinder geben alle Zeichen des Schmerzes von sich. Die äußere Luft trifft ihre

weichen und zarten Glieder; das Licht beleidigt ihre noch schwachen Augen; die Speisen beschweren ihren Magen, verursachen schmerzhaften Reiz in ihren Eingeweiden; ihre Thränen, ihr Geschrey, ihre Unruhe selbst verrathen einen schmerzhaften Zustand, in den sie eingetreten sind. Sie verleben Tage und Wochen, und ihre Augen müssen sich schon lange zu Thränen gewöhnt haben, bevor ihr Mund zu lächeln anfängt, der erste Beweis, daß gewisse Schmerzen in ihnen schon plözlich aufhören. Man denke sich einen Menschen, der den am vollkommensten organisirten Körper hat, und sein Daseyn in einem einzigen Augenblick erhält. (Ganz vollkommen organisirt nenne ich einen Körper, worinn auch nicht das kleinste Theilchen eine andere Lage, oder Spannung erhalten kann, ohne in eine kleine Unordnung zu gerathen.) In einem solchen Menschen muß, wenn er zuerst einen Eindruck von außen her erhält, nothwendig die Bewegung und Spannung desjenigen Werkzeugs, das die Impression erhält, entweder vermehrt, oder vermindert werden; die erste Empfindung wird also eine gewisse Unordnung, oder Zerreißung von Theilen, ei-

ne zu starke Anspannung, oder Erschlaffung nach sich ziehen. Seine erste Sensation wird also peinlich seyn, weil er aber eben geschaffen ist, und seinen gegenwärtigen Zustand mit vorhergehenden nicht vergleichen kann; so wird er sich selbst der Unannehmlichkeit desselben nicht deutlich bewußt seyn, und sich keine genaue Rechenschaft davon geben können: unterdessen kann er auf keine Art vergnügt seyn, er muß wünschen, nicht da zu seyn, welcher Wunsch allemal einen peinlichen Zustand anzeigt. Wenn aber der plözlich aus dem Nichts hervorgezogene Mensch nicht ganz unverbesserlich organisirt wäre, und irgend ein Fehler seines Baues durch die erste Einwirkung äußerer Körper gehoben würde; so könnte freylich dieser erste von außen her kommende Eindruck angenehm seyn; allein er würde nicht der erste unter allen Empfindungen dieses in einem Nu erschaffenen Menschen seyn, weil die ursprüngliche Unvollkommenheit seiner Werkzeuge ihn nothwendig vorher schon sein Daseyn auf eine unangenehme Art hätte fühlen lassen. Der daraus entstehende Schmerz war es, dessen plözliches Verschwinden das erste Vergnügen hervorbrachte.

Sind also mehr Uebel als Güter in der Welt? Ist die ganze Summe von Leiden so groß, oder größer, oder endlich kleiner, als die ganze Summe von Vergnügen? Erhält ein jeder Mensch gleiche Theile von Glück und Unglück?

Ueber alle diese Fragen, die bey der Erscheinung der Schrift von Maupertuis von den berühmtesten italiänischen Schriftstellern auf das scharfsinnigste sind untersucht worden, wage ich gleichfalls kürzlich meine Gedanken mitzutheilen. Einer bemerkte, daß Schmerz und Vergnügen keine vergleichbare Größen wären, und daß man niemals eine Reihe angenehmer, oder unangenehmer Empfindungen treffen könnte, die einer andern völlig gleich, oder das Doppelte, oder Dreyfache der andern wäre. Wer ist im Stande, ein Vergnügen anzugeben, das einem bestimmten Schmerze gleichgeltend wäre? Wir haben keine Mittel, ihre Grade zu bestimmen, keine Maschinen, ihre Quantität auszumessen, wie wir Thermometre, Uhren, Ellen und Pfunde haben, um die Grade der Wärme und Zeit, des Raums und der Schwere zu bestimmen. Dem ungeachtet stellen wir im praktischen Leben be-

ständig Vergleichungen von Gütern und Uebeln, von Schmerzen und Vergnügungen an. Der Ehrsüchtige, Verliebte, Geizige, Rachgierige trozt vielen Uebeln, wählt freywillig sehr viele Schmerzen, weil er aus der Erfahrung weiß, oder zu wissen glaubt, daß die Vergnügungen, die er sich verspricht, größer als die Unannehmlichkeiten sind, womit er sie einkauft. Auch ruhige, und nicht von Leidenschaften getriebene Menschen halten nimmer Vergnügen und Schmerz gegen einander, und wählen bald das eine, bald den andern, nach der Beschaffenheit der Umstände. Das Ausgehen in schlechtem Wetter, das Durchwaten eines schlechten und langen Weges, die frühe Verlassung eines warmen und bequemen Bettes, in dem man gerne noch eine Zeitlang geblieben wäre, der Aufschub der Mahlzeit, u. s. w. sind kleine Schmerzen, die aber jeder Mensch gern übernimmt, weil er sie für kleiner hält, als das Vergnügen, einen Freund besucht, die Pflichten seines Stands erfüllt, Höflichkeit und Menschenliebe ausgeübt zu haben. Wenn Menschen daher bey ihren Handlungen Vergnügen und Schmerz stets gegen einander halten, und abwägen;

so müssen sie nothwendig vergleichbare Größen seyn. Eine jede unserer Handlungen gleicht einem Kauf: man giebt Geld, um eine Sache zu haben; die Beraubung des Geldes ist an sich ein Uebel, aber wenn wir kaufen, so urtheilen wir, daß die Sache, die wir suchen, ein größeres Gut, als der Verlust des Geldes ein Uebel ist. In einem jeden Stande, in welchem der Mensch sich nur finden kann, ist er gezwungen, eine gewisse Zahl von verdrießlichen, und unangenehmen schmerzhaften Handlungen vorzunehmen, um sich Vergnügungen zu verschaffen. Diese Berechnung und Schäzung angenehmer und unangenehmer Empfindungen ist daher eines von unsern gewöhnlichen Geschäften.

Wenn also (vorausgesezt, daß Schmerzen und Vergnügungen sich mit einander vergleichen lassen) das Vergnügen weiter nichts ist, als ein plözliches Verschwinden des Schmerzes, so kann die Summe des erstern die Summe des leztern niemals übersteigen, dessen Vertilgung es sein Daseyn zu danken hat. Ueberdem aber leidet der Mensch viele Schmerzen, die allmälig absterben, und kein entschädigendes Vergnügen erzeugen. Folglich muß

in einem jeden Menschen die Summe der Leiden viel größer, als die Summe der Freuden seyn. Dies ist das Loos der Menschheit; allein die verführerische tröstende Hoffnung steht uns beständig bis zum lezten Athemzug zur Seite, und bestreut den höckerichten dornigten Weg des Lebens mit Rosen; sie verleiht uns Kräfte und Muth, und, wenn sie uns über den kurzen Raum unsers Lebens hinaus hebt, so läßt sie uns lachend die schrecklichsten Schwierigkeiten überwinden, und ruhig die heftigsten Schmerzen ertragen.

Wenn es auch wahr wäre, daß alle Menschen gleich viel Güter und Uebel erhielten, daß der gesunde, reiche, freye, geehrte Mann eben so viel Freuden und Leiden hätte, als der Kranke, Arme, Gefangene und Verachtete; so müßte ein jeder, der die Menschheit ehrt, eine solche verhaßte, und jedem Keim von Mitleiden erstickende Wahrheit zu unterdrücken suchen. Allein die ewige Wahrheit schadet den köstlichsten Empfindungen des Menschen nicht; und der Wahn von einer Gleichheit des Schicksals aller Menschen ist der offenbarste Irrthum. Wenn jedes Vergnügen in einem plözlichen Verschwinden des

Schmerzes besteht, jeder Schmerz aber auch langsam und allmälig aufhören kann; so folgt von selbst, daß in Ansehung beyder zwischen Mensch und Mensch der größte Unterschied seyn kann, und daß, wann in dem einen der dritte Theil aller Empfindungen, die er in seinem Leben gehabt hat, aus Vergnügungen bestand, in einem andern vielleicht nicht der zehnte, oder hundertste Theil angenehm war.

Hier schließe ich meine gegenwärtige Untersuchung. Voll von Ehrfurcht gegen den tugendhaften Epikur, aber von seinen unächten Schülern soweit, als von der unempfindlichen Stoa, entfernt, erkläre ich, daß ich den mir vorgesezten Zweck vollkommen erreicht habe, wann ich die Schmerzen meiner Leser oft und schnell habe verschwinden machen, und einen oder den andern gereizt habe, die unergründlichen Tiefen seiner eigenen Empfindlichkeit zu durchsuchen.

Prüfung
der vorhergehenden
Theorie des Vergnügens,
und einiger
vom Verfasser daraus gezogenen
Grundsäze.

Der unbekannte Verfasser der vorhergehenden Theorie gehört unstreitig, unter den Philosophen der neuern Zeit, zu der kleinen Zahl von Auserwählten, die nicht nur selbst denken, sondern auch andere denken machen. Er verbindet mit dem feinsten Beobachtungsgeist den seltenen Scharfsinn, der erfordert wird, einzelne Erfahrungen zu prüfen, zu ordnen, und zu allgemeinen Grundsäzen zu erheben. Man trift daher in ihm eben so viele neue, über sich selbst und andre angestellte Beobachtungen, als aus ihnen gezogene, oder darauf gebaute Schlüsse und Raisonnements an; doch findet man sehr oft Ursache zu wünschen, daß er anhaltender, und vorsichtiger beobachtet, einzelne Erfahrungen nicht so geschwind in allgemeine Säze verwandelt, und nach diesen nicht immer eine große Menge widersprechender Erscheinungen gedreht haben möchte.

Ich würde weit über die Schranken hinaus gehen müssen, die ich mir selbst gesezt habe, wenn ich alle eben so neue, als wahre Beobachtungen, und Gedanken unsers Ver-

fassers weiter verfolgen, alle, mir nicht richtig scheinende prüfen, und die Bestimmungen hinzufügen wollte, wodurch sie der Wahrheit näher gebracht werden könnten. Ich schränke mich daher allein auf die Haupterklärung des Verfassers, und einige der wichtigsten daraus abgeleiteten Folgerungen ein.

Die Schrift des Verfassers ist abermals ein Beyspiel, daß es viel leichter sey, alle schon gegebene Erklärungen von der Entstehung, und dem Wesen des Vergnügens zu widerlegen, als eine einzige neue festzusezen, gegen die man nicht eben so viele Schwierigkeiten, und Einwürfe als gegen die alten auftreiben könnte. Um alle vorhergehende Definitionen übern Haufen zu werfen, darf man nur einige wenige Erfahrungen aufsuchen, die mit ihnen unvereinbar sind; um aber eine neue gegen alle Angriffe in Sicherheit zu sezen, muß man sie so zuschneiden, daß alle Erscheinungen des Vergnügens aus ihr erklärt werden können, und keine einzige ihr widersprechend erfunden wird.

Die Elemente der gegenwärtigen Theorie sind aus Lockischen Meditationen, und Maupertuisischen Einfällen gemischt. Die Grund-

lage davon findet sich in des Erstern Untersuchungen über die Begierden und Verlangen der Menschen (Liv. II. Ch. 20. §. 6. Ch. 21. §. 31. et seq.) und in des Leztern (Essai de Philosophie morale I. II. III. IV. Ch.) Reverien über Schmerz und Vergnügen, über Elend, und menschliche Glückseligkeit. Der Verfasser vereinigte nicht nur die Gedanken dieser beyden sehr ungleichen Philosophen, sondern bestimmte sie auch, trieb sie so weit, als sie nur getrieben werden konnten, sah fast alle Einwürfe und Schwierigkeiten voraus, und suchte sie so viel als möglich zu entkräften. Er hatte Muth genug, selbst diejenigen Einwürfe in ihrer ganzen Stärke vorzutragen, die einen weniger kühnen Geist von seiner besten Lieblingshypothese weggedrängt hätten —, und trug sie nicht nur vor, sondern wußte sie so gar zu scheinbaren Beweisen für die Säze, die sie wirklich übern Haufen warfen, zu machen.

Verlangen, sagte Locke, ist die Unruhe, die wir in uns über die Abwesenheit eines Guts fühlen, das uns Vergnügen machen würde, wenn es gegenwärtig wäre. Wann die Abwesenheit eines Guts gar keine Unruhe

(Inquietude, Uneasineſs,) oder Unzufriedenheit hervorbringt, ſo findet ſich unſere Seele alsdenn noch nicht im Zuſtande des Verlangens, ſondern im Zuſtande einer bloßen Wollung (velleité). So nennt man nämlich den allerniedrigſten kleinſten Grad unſers Verlangens, der nahe an den Zuſtand der Gleichgültigkeit gränzt, worinn die Seele ſich beym Anblick gleichgültiger Gegenſtände findet, in welchem das Mißvergnügen über die Abweſenheit eines Guts ſo ſchwach, und der Wunſch es zu erhalten, ſo geringe iſt, daß ſie ſich nicht einmal einige Mühe geben mag, um zu ſeinem Beſiz zu gelangen. — Eine ſolche mit einem jeden Verlangen verbundene, und aus der Vorſtellung eines jeden abweſenden Guts, das wir beſizen möchten, entſtehende Unruhe, iſt die einzige unſern Willen bewegende Kraft, die einzige Triebfeder und Urſache aller menſchlichen Handlungen. Dieſes Verlangen nun, was aus dem Mangel irgend eines Guts entſteht, hat nicht allemal die Erreichung eines poſitiven abweſenden Guts, ſondern ſehr oft die Entfernung eines gegenwärtigen Uebels zum Gegenſtande: im leztern Falle iſt die Erleichterung, oder Tilgung eines gegenwärti-

gen Schmerzes das abwesende Gut, wornach wir unruhig verlangen. Unsere Unruhe, oder Unzufriedenheit mag aber aus der Abwesenheit eines positiven entfernten Guts, dessen Gegenwart wir wünschen, oder aus der Gegenwart eines wirklichen Uebels, nach dessen Entfernung wir uns sehnen, entstehen; so ist die Unruhe, oder Unzufriedenheit allemal der Stärke des Verlangens entsprechend, oder, was einerley ist, steigt, und fällt allemal mit der Größe des abwesenden Guts, das wir besizen, oder des gegenwärtigen Uebels, das wir entfernen möchten. So wie kein Verlangen nach einem abwesenden Gute ohne eine Unruhe, oder Unzufriedenheit über den Mangel und Abgang desselben statt findet; so läßt sich wiedrum fast keine Leidenschaft ohne Verlangen denken, weil eine jede Leidenschaft entweder die Erreichung irgend eines Guts, oder die Flucht vor einem Uebel zum Gegenstande hat. Nicht der Anblick eines Guts, oder des Besten ist es, der den Willen bewegt, und den Menschen zu Handlungen antreibt, sondern allein irgend eine Unruhe, gewöhnlich die heftigste, und quälendste, die in jedem Augenblicke die stärkste ist. Menschen es-

sen, trinken, und begatten sich nicht so wohl um des Vergnügens willen, das mit der Befriedigung dieser natürlichen Bedürfnisse verbunden ist, als getrieben von der Unruhe, oder Unbehäglichkeit, die Hunger, Durst, oder der verschobene Genuß sinnlicher Liebe nach sich zu ziehen pflegt. Am allermeisten aber wird der Gedanke, daß Menschen nicht durch den Anblick des Guten, oder des Besten, sondern durch eine in ihrer Seele vorhandene Unruhe zum Handeln bewogen werden, durch folgende merkwürdige Erscheinungen bestätigt: daß unzählige Menschen das höchste, oder höhere Gut erkennen, und beyde doch viel kleinern Gütern aufopfern; daß Menschen gleichfalls ihr Verderben, ihren gänzlichen Untergang vor Augen sehen, ohne sich zu bemühen, beyden auf eine ernstliche Art auszuweichen. Tausende gestehen es zu, daß die unverlierbare Seligkeit nach diesem Leben das höchste, und ein viel grösseres Gut sey, als daß alle unrechtmäßig erworbene irrdische Vergnügungen und Güter mit ihr verglichen werden könnten; und doch vernachlässigen sie jenes höchste Gut um vergänglicher Kleinigkeiten willen, weil die Unruhe, die

aus der Abwesenheit dieser leztern entsteht, in ihrer Seele die stärkste ist. Auf der andern Seite giebt es viele Unglückliche, die selbst überzeugt sind, daß auf einen übermäßigen Genuß sinnlicher Vergnügungen unvermeidliche Krankheit, und beschleunigter Tod folgt, die es an sich selbst wahrgenommen haben, und auch zugeben, daß die mit zügellosen Ausschweifungen verbundene Uebel, und Schmerzen ihre Vergnügungen sehr weit überwiegen, die aber, dem ungeachtet, von dem vor ihren Füßen sich öfnenden Abgrunde, von den, von ihnen selbst erkannten, tödtlichen Freuden sich nicht entfernen können, weil die Unruhe, die aus der Entfernung dieser gewohnten Vergnügungen entsteht, zu stark und folternd ist. Menschen suchen also nicht immer das von ihnen selbst erkannte höchste Gut, fliehen nicht immer das von ihnen selbst wahrgenommene größere Uebel, weil in gewissen Augenblicken die Unruhe, die aus der Abwesenheit viel kleinerer Güter, und Vergnügungen entsteht, die Herrschende wird.

Schon Locke also behauptete, daß der Zustand des Verlangens, den er der Hoffnung sehr verwandt glaubte, ein peinlicher Zustand

sey, und daß wir zur Erreichung abwesender positiver Güter nicht sowohl durch das Vergnügen des Vorgenusses, und durch die angenehme Vorstellung der noch größern Freuden, die ihr wirklicher Besiz uns verschaffen wird, als durch das unruhige Mißvergnügen angetrieben werden, was der Mangel dieser abwesenden Güter hervorzubringen pflegt. Weil er ferner behauptete, daß fast keine Leidenschaft ohne Verlangen, und folglich ohne die ein jedes Verlangen begleitende Unruhe, oder quälende Unbehaglichkeit sey; so mußte er, ungeachtet er diese Folge selbst nicht zieht, vermöge seiner Grundsäze zugeben, daß auch der glücklichste Mensch auf dieser Erde weit mehr unglücklich als glücklich sey. Wir alle genießen weniger als wir zu genießen hoffen; die größten erlangten, und gegenwärtigen Güter tilgen in der Seele die Wünsche nach andern abwesenden nicht aus: keine Glückseligkeit ist so groß, daß sie alle Wünsche des Glücklichen erschöpfen sollte. Wir alle wünschen, und hoffen in allen Zeitpuncten unsers Lebens dereinst, gewisse, uns jezt noch mangelnde Güter zu besizen; wir werden daher alle, und zu aller Zeit durch diese

unruhigen Begierden gequält, und elend gemacht. Glücklich kann der Mensch höchstens nur in den wenigen Augenblicken seyn, in welchen der wirkliche Genuß eines gegenwärtigen Guts ihn alle abwesende Güter vergessen macht, und der Taumel des Entzückens alle seine Wünsche, und Verlangen auf eine Zeitlang auslöscht. Eine niederschlagende Bemerkung, wenn sie wahr wäre!

Sonderbar ist es, daß weder Locke selbst, noch andere, die ihn beurtheilten, den offenbaren Widerspruch bemerkt haben, der in seiner Theorie vom Verlangen, von den Triebfedern menschlicher Handlungen, von den bewegenden Ursachen unsers Willens, liegt, und der einzig und allein durch die Dunkelheit, und Verworrenheit seines Vortrags versteckt wird. — Die Heftigkeit unserer Begierden, oder unsers Verlangens hängt, nach Locke stets von der scheinbaren Größe des Guts, das wir zu besitzen wünschen, oder des Uebels, das wir entfernen möchten, ab. Dieser Heftigkeit des Verlangens entspricht wiedrum aufs genaueste die Lebhaftigkeit der Unruhe, oder des Mißvergnügens, was in uns aus der wahrgenommenen Abwesenheit entfernter

Güter entsteht; keine Folge ist daher natürlicher, als diese, daß die größern Güter, allemal eine größere Unruhe, als die kleinern hervorbringen, und den Menschen also durch diese Unruhe zu ihrer Erreichung mehr, als zur Aufsuchung kleinerer Güter antreiben müßten. Wenn es also auch wahr wäre, daß wir niemals durch die angenehme Vorstellung, ein abwesendes Gut zu besizen, sondern stets durch die aus seiner Abwesenheit entstehende Unruhe zum Handeln bewegt würden; so hätte Locke doch mit behaupten sollen, daß der Anblick des größern Guts, oder des Besten in vielen Fällen nicht die Triebfeder unsers Willens, und unserer Handlungen sey, weil, seinen eigenen Grundsäzen nach, die Stärke der Unruhe, dieser einzigen bewegenden Kraft des Menschen, sich genau nach der Lebhaftigkeit des Verlangens, und diese Lebhaftigkeit sich wiedrum nach der scheinbaren Größe abwesender Güter richtet. Das größere Gut müßte den Menschen stets in Thätigkeit sezen, nicht weil die Vorstellung davon das meiste Vergnügen gewährt, sondern weil seine Abwesenheit eine größere Unruhe, als der Mangel kleinerer Güter hervorbringt.

Locke wurde zu dem jezt angezeigten Widerspruch, und zu dem Gedanken, daß die Menschen unter mehrern Gütern nicht immer das größte wählten, durch die Beobachtung verführt, daß unzählige Menschen in den Stunden der Versuchung und Leidenschaften unbeträchtlichen Gütern oder Vergnügungen andere aufopfern, denen sie selbst in Augenblicken des ruhigen Nachdenkens den Vorzug sowohl in Ansehung der Größe als der Dauerhaftigkeit zugestanden haben, und daß sie auf der andern Seite eben so oft in Augenblicken der Schwachheit die elendesten flüchtigsten Freuden um eine so große Summe daurender Pein, und unauslöschlicher Schande einkaufen, daß sie selbst vorher nicht argwohnen, und nachhero nicht begreifen können, wie sie jemals einen so ungleichen unvernünftigen Tausch zu treffen fähig waren. Eben diese Erfahrungen, die Locken zu der Behauptung veranlaßte, daß der Mensch nicht immer durch den Anblick des größern Guts, oder durch die Furcht des größern Uebels, sondern durch die größte, in seiner Seele vorhandene Unruhe zum Handeln bestimmt werde; eben diese führte viele alte Philosophen zu dem

Saz von mehrern, im Menschen sich entgegen gesezten, kämpfenden Seelen, und brachte in die christliche Dogmatik den Abschnitt von dem Kampfe oder Streite des Geistes und Fleisches. Alle Philosophen, denen das Betragen der Menschen räthselhaft war, bemerkten zwar, daß der Mensch zu gewissen Zeiten kleinere Güter gegen andere einkaufe, die er vorher selbst für ungleich größer und wichtiger erklärt hatte; allein diese bemerkten nicht, daß dieser Erfahrungen ungeachtet, der ihnen widersprechend scheinende Saz doch bestehen könne, nach welchem der Mensch in dem Augenblicke der Handlung stets durch die Hoffnung des größern Guts und Vergnügens, oder durch die Furcht vor dem größern Uebel, und Schmerze zu handeln bestimmt wird. Der Mensch wählt freylich oft ein kleineres Gut oder Vergnügen gegen ein anderes, das er zu gewissen Zeiten für viel größer erklärt hatte; allein in dem Augenblicke, wo er wählt, und nach dieser Wahl handelt, erscheint das größere Gut, ihm nicht als das Größere: entweder denkt er gar nicht daran, oder, wenn er daran denkt, so ist die Vorstellung zu schwach, und mit viel kleinern Vergnügen verbunden,

als der Eindruck eines gegenwärtigen, oder die lebhaftere Vorstellung eines kleinern, ihm nähern abwesenden Guts. Der Mensch wird also in dem Augenblicke der Wahl und Handlung wirklich durch die größere Summe von Vergnügen, was ihm das lebhafter empfundene, oder vorgestellte Gut giebt, von dem größern Gute weg, und zu jenem hingezogen: er wählt ein kleineres Gut, weil es ihm in diesem Augenblicke wirklich das größere scheint, stärker auf seine Sinne und Einbildungskraft wirkt, als das, was er sich ehemals, als das größere gedacht hatte. So bald man aber annimmt, daß Güter von ungleichem Werthe mit gleicher Stärke auf die Sinne des Menschen wirken, oder abwesend mit gleicher Lebhaftigkeit gedacht werden; so ist es ganz unmöglich, daß der Mensch das kleinere Gut dem größern vorziehen sollte. Eben so kann jemand um kleiner vorübergehender Freuden willen sich unsägliche Schmerzen, und unvermeidliches Verderben zuziehen, von denen er vorher selbst wußte, daß sie auf den Genuß folgen würden; allein in dem Augenblicke, wann einer eine Unze gegenwärtiger Vergnügungen gegen Centner von entfernten Schmer-

zen einkauft, überwiegt die kleinere Masse doch die größere, weil das Entzücken des Genusses oder der Erwartung desselbigen die Vorstellung von künftigem Schmerz und Verderben entfernt, oder ihr doch das Gewicht nimmt, womit sie kurz nachher mit der hereinbrechenden Reue die Seele niederdrücken wird. Kein einziges Gut oder Uebel hat daher auch in demselbigen Menschen stets dieselbige Quantität. Güter und Uebel behalten nicht einmal gegen einander dieselbige specifike Schwere, die man in Augenblicken der Ueberlegung auf der Wagschale der Vernunft in ihnen fand; die kleinen Güter und Freuden, wenn sie lebhaft empfunden, und vorgestellt werden, drücken die größten Uebel und Güter in der Einbildungskraft nieder, wenn diese ihr nur in matten, dunkeln und verworrnen Bildern vorschweben.

Außer diesen kurz von mir geprüften lockischen Gedanken, die vom Verfasser der gegenwärtigen Schrift größtentheils sind angenommen worden, hat er noch mehrere andere aus des Maupertuis Versuch einer Moralphilosophie genommen. Er verwirft zwar die Definition dieses Mannes vom Vergnügen, und

erklärt sie für eine bloße Umschreibung; allein er eignet sich doch dessen Eintheilungen der Vergnügungen und Schmerzen, und verschiedene andere Bemerkungen als Grundsäze seiner Theorie zu. Alle Vergnügungen und Schmerzen, sagte Maupertuis, die wir empfinden, werden in uns entweder durch die Einwirkung äußerer Gegenstände auf unsere sinnlichen Werkzeuge, oder ohne deren Vermittelung hervorgebracht: jene nannte er körperlich, diese geistig. Unser Verfasser verläßt diese bequeme Benennungen, und braucht an deren Statt, physische und moralische Freuden und Schmerzen. Er nimmt ferner ohngefähr aus denselbigen Gründen die Behauptung an, zu der der französische Philosoph allein durch die sonst lächerliche, aber in diesem Falle verachtungswürdige Sucht, sonderbar zu scheinen, veranlaßt wurde: daß nämlich, wenige höchst seltene Beyspiele abgerechnet, in dem Leben auch der glücklichsten Menschen, sich weit mehr Uebel als Güter, viel mehr Schmerzen als Freuden fänden. Er braucht so gar dieselbigen Beyspiele, womit Maupertuis (203. S.) darzuthun glaubte, daß sogar die Ergözungen und Zerstreuungen

der Menschen Beweise ihres Elendes wären. Menschen verschlucken heftige Arzeneyen und Getränke, um sich, und ihren Jammer zu vergessen, und in der Betäubung selbst eine Zuflucht oder Linderung unaufhörlicher Quaalen zu finden.

Aus diesen, und auf diese Gedanken bauete der Verfasser seine Theorie vom Vergnügen, deren Hauptgrundsäze folgende sind:

Alle Vergnügungen und Schmerzen, die wir Menschen empfinden, sind von einer doppelten Art: entweder werden sie durch die Einwirkung äußerer Gegenstände auf unsere äußere sinnliche Werkzeuge hervorgebracht, oder sie entstehen auch ohne irgend eine Berührung und Erschütterung unserer Sinnen in der Seele selbst, oder in den innersten Organen des Gehirns; jene verdienen physische, diese moralische genannt zu werden.

Alle moralische Vergnügungen entstehen aus dem Vorhersehen von Vergnügungen und Gütern, die wir dereinst genießen und besizen werden. Wir freuen uns über ein erhaltenes Amt, über eine wichtige Erfindung, über eine ausgeübte gute That, weil in einem jeden dieser Fälle unsrer Einbildungskraft sich

alle die Vortheile darstellen, die wir in der Zukunft einzuerndten hoffen.

Moralische Schmerzen entstehen aus der Vorstellung, daß wir gegenwärtige Güter und Vergnügungen verlieren, oder künftig wirkliche Schmerzen und Uebel erhalten werden. Die Nachricht von dem Tode eines geliebten Freundes verursacht uns die lebhaftesten moralischen Schmerzen, weil wir uns in dem Augenblicke, wo wir sie erhalten, so wohl die Freuden und Vortheile, deren wir durch seinen Hintritt beraubt werden, als die Nachtheile und Unbequemlichkeiten vorstellen, denen wir in einer traurigen freudenlosen Einsamkeit ausgesezt seyn werden. So quält eine schändliche That denjenigen, der sie begangen hat, durch die schrecklichen Bilder von Schande und Strafe, die auf ihre, stets zu befürchtende Entdeckung unausbleiblich folgen werden.

Es giebt daher nur drey verschiedene Principia aller unserer Freuden und Leiden, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Physische Schmerzen und Vergnügungen werden durch die wirkliche Impression gegenwärtiger äußerer Gegenstände auf unsere

Sinne erzeugt; moralische Schmerzen hingegen entstehen aus der Furcht künftiger Uebel, wie sittliche Vergnügen aus Hoffnung, oder der Vorstellung künftiger Güter und Glückseligkeit.

Menschen, die wie Kinder und Wilde allein vom gegenwärtigen Augenblicke leben, und entweder gar nicht, oder nur sehr wenig in die Vergangenheit und Zukunft hineinsehen können, sind nur allein physischer, aber gar keiner, oder nur weniger moralischer Vergnügungen und Schmerzen fähig. Furcht und Hoffnung sezen beyde eine Vergleichung vergangener und künftiger Zustände mit unserm gegenwärtigen voraus: je mehr also einer hoffen und fürchten kann, desto mehr ist er moralischer Schmerzen und Vergnügungen fähig.

Hoffnung, die einzige Quelle aller moralischen Vergnügungen, entsteht aus der Wahrscheinlichkeit eines künftigen bessern Zustandes, als der gegenwärtige ist. Hoffnung selbst also läßt sich nicht ohne das Gefühl eines Mangels, eines fehlenden Guts, eines Abgangs von Glückseligkeit denken; dieses Gefühl vom Mangel ist stets unangenehm,

und die Hoffnung kann mir daher keine moralischen Freuden gewähren, ohne daß ich nicht vorher ein Uebel, das heist, den Schmerz eines mir fehlenden Guts empfunden hätte. Moralische Vergnügungen sind daher niemals von verschwindenden moralischen Schmerzen getrennt, können ohne vorhergehende sittliche Quaalen nicht statt haben.

Ungeachtet aber moralische Vergnügungen ohne getilgte moralische Schmerzen nicht möglich sind, so entstehen doch nicht aus einer jeden Tilgung oder Verschwindung moralischer Schmerzen, sittliche Vergnügungen. Schmerzen die langsam, und allmälig sich verlieren, bringen nicht die geringste bemerkbare angenehme Empfindung hervor. Wenn moralische Freuden in der Seele erregt werden sollen; so müssen vorhergegangene Schmerzen plözlich verschwinden. Nur plözliche Verschwindungen also, oder Tilgungen moralischer Schmerzen machen moralische Freuden aus, und diese leztern sind um desto lebhafter, je stärker die Schmerzen, worauf sie folgten, und wie plözlicher deren Verschwinden war.

Der Mensch leidet während seines Lebens nothwendig mehr moralische Schmerzen, als er Vergnügungen genießt, weil die Leztern niemals stärker sind, als die Schmerzen, deren Verschwinden sie ihr Daseyn zu danken hatten; viele Schmerzen aber außerdem noch langsam und in unmerklichen Stufen abnehmen, und eben deswegen keine Vergnügungen zur Ausbeute geben.

Wir können ferner nicht mehrere auf einander folgende, durch keinen Schmerz unterbrochene moralische Vergnügungen empfinden, weil jede angenehme Empfindung aus einer unangenehmen entsteht, und eine solche also vor sich haben muß.

Unter den physischen Vergnügungen entstehen viele der Lebhaftesten aus vorhergehenden physischen Schmerzen. Die Stillung eines heftigen Hungers, oder Durstes, das Ausruhen nach einem beschwerlichen Gange ist mit dem lebhaftesten physischen Vergnügen begleitet. Viele Menschen entweder aus Instinct, oder weil sie die Entstehung des Vergnügens aus einem plözlich verschwindenden Schmerze wahrgenommen haben, verursachen sich freywillig kleine Schmerzen, um

aus deren plözlichen Tilgung Vergnügen zu ziehen. Der Gebrauch des Tabaks, Senfs, und anderer die Nerven reizender Mittel kann aus dieser Beobachtung am besten erkläret werden.

Es bleiben freylich immer sehr viele physische Vergnügungen übrig, die gar keine Schmerzen zu Vorläufern zu haben scheinen; allein der menschliche Körper leidet unaufhörlich unter dunkeln nahmenlosen Schmerzen, deren Size unbekannt sind, und die aus unzähligen kleinen Unordnungen der thierischen Maschine entstehen. Kein menschlicher Körper ist so vollkommen gebaut, daß nicht immer gewisse Theile entweder zu sehr gespannt und erschlafft, oder durch fremde ungleichartige Theile in Unordnung gebracht seyn sollten. Diese uns selbst unbemerkbaren einzelnen Verwüstungen unsers Körpers müssen nothwendig in uns unaufhörlich eben so viele kleine unnennbare Schmerzen unterhalten, und aus deren plözlicher Tilgung, oder Verschwindung entstehn aller Wahrscheinlichkeit nach diejenigen Vergnügungen, vor denen keine Schmerzen vorher zu gehen scheinen.

Da also alle moralische Vergnügungen aus moralischen Schmerzen, und viele physische Vergnügungen unläugbar auf eben die Art entstehen; da ferner ein gleicher Ursprung selbst derjenigen physischen Vergnügungen, die wir nicht durch vorhergehenden Schmerz einzukaufen scheinen, wenigstens wahrscheinlich gemacht werden kann; so läßt sich von dem Bekannten auf das Unbekannte schließen, und, den Gesezen der Analogie zu Folge, annehmen, daß alle physische, wie moralische Vergnügungen aus plözlich verschwindenden Schmerzen entspringen.

Alle schöne Künste, und deren Vergnügungen haben wir den dunkeln, nahmenlosen Schmerzen zu danken, die uns beständig beunruhigen. Wir sind gegen die Schönheiten der Natur und Kunst, und selbst gegen das wirkliche, oder nachgeahmte Leiden anderer Menschen um desto empfindlicher, jemehr solcher nahmenlosen Schmerzen wir fühlen, die durch die Schönheiten der Natur und Kunst plözlich gehoben werden. Eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß sehr gesunde und mit ihrem Zustande vergnügte Menschen an

den Werken der schönen Künste wenig oder gar keinen Theil nehmen. — Diese unnennbare Schmerzen, und die Bemühung, sie wegzuschaffen, sind die einzige Ursachen aller unserer Thätigkeit; sie waren die Triebfedern großer Seelen, die Künste und Wissenschaften erfanden: und selbst die reinsten und köstlichsten Vergnügungen der Seele sind aus dem Schoos des Schmerzes gebohren worden. Ganz gesunde und vergnügte Menschen würden Künste und Wissenschaften so wenig entdeckt als erweitert haben, weil in ihnen kein Stachel des Schmerzes gewesen wäre, der sie aus ihrer Trägheit aufgeweckt hätte. Glückliche Menschen müssen nothwendig unwissende Thoren werden oder bleiben, weil Gesundheit und Glückseligkeit die Mütter träger Unthätigkeit sind.

Aus dieser Theorie wähle ich mir nur folgende drey Grundsäze zur genauern Prüfung aus:

1) Daß alle Vergnügungen, die der Verfasser moralisch nennt, aus Hoffnung entstehen, und daß Hoffnung selbst unzertrennlich mit dem unangenehmen Gefühl eines mangelnden Guts verbunden sey.

2) Daß alle Menschen ohne Ausnahme mehr unglücklich als glücklich sind, weil auch in dem Glücklichsten die Zahl der moralischen sowohl, als körperlichen Schmerzen die Menge der ihnen entgegengesezten Vergnügungen übersteigt.

3) Daß Gesundheit und Glückseligkeit träge und unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur und Kunst, besonders gegen die Freuden und Leiden anderer Menschen mache.

Der erste Grundfehler der jezt vorgetragenen Theorie liegt in der fehlerhaften Eintheilung der Vergnügungen, und der eben so unvollständigen Aufzählung der Güter, wodurch sie hervorgebracht werden. Alle angenehme Empfindungen entstehen, nach dem Verfasser entweder aus der Einwirkung gegenwärtiger Körper auf unsere äußeren Sinne, und diese sind physisch; oder aus der Vorstellung abwesender künftiger Güter und Vergnügungen, aus der Hoffnung eines uns bevorstehenden bessern Zustandes, welche aber allemal mit dem unangenehmen Bewußtseyn eines uns mangelnden Glücks begleitet ist.

Diese Leztern werden im Gegensaze mit den erstern moralische Vergnügungen genannt, weil sie allein durch die Vorstellung abwesender künftiger Güter hervorgebracht werden. —

Wir nennen angenehm oder schön alle diejenige Gegenstände, die, wann sie von uns empfunden und wahrgenommen werden, uns unmittelbar Vergnügen geben, oder von gegenwärtigen Schmerzen befreyen.

Nüzlich hingegen sind diejenigen Gegenstände, die zwar, wenn sie von uns empfunden, oder wahrgenommen werden, nicht unmittelbar Vergnügen geben, und gegenwärtige Schmerzen aufheben, mit denen wir aber, wenn wir wollen, uns solche Gegenstände einkaufen können, die unmittelbar Vergnügen verschaffen, und Schmerzen zu tilgen fähig sind. Beyde Arten von Gegenständen, sowohl die angenehmen und schönen, als die nüzlichen werden Güter genannt.

Beyde Arten von Gütern sind entweder gegenwärtig, oder abwesend; und die abwesenden sind wiedrum vergangen, oder zukünftig. Alle diese verschiedne Arten von Gütern, wenn sie empfunden oder gedacht werden, er-

regen in uns nicht immer dieselbigen Eindrücke von Vergnügen oder Freude in demselbigen Grade: oft sind die Empfindungen des Vergnügens, oder der Freude, die gegenwärtige oder abwesende Güter hervor bringen, mit den unangenehmen Empfindungen des Schmerzes, oder Mißvergnügens vermischt; und nicht selten sind bey der Empfindung gegenwärtiger, und der Vorstellung abwesender Güter, die schmerzhaften Empfindungen die herrschenden.

Ich bestimme nicht, was Schmerz und Freude, angenehme, und unangenehme Empfindung, Vergnügen und Mißvergnügen sey, weil ein jeder durch eigene Erfahrung diese entgegengesezten Arten, zu seyn, oder diese Zustände kennt, und von einander sowohl, als vom Zustande der Gleichgültigkeit zu unterscheiden weiß, welcher selbst weiter nichts, als eine Abwesenheit des gleich unbestimmten Schmerzes und Vergnügens ist. So unnöthig es aber wäre, zu bestimmen, was Schmerz und Vergnügen ist; so unmöglich wäre es auf der andern Seite, wenn man auch wollte, weil beyde Zustände, des Schmer-

zes sowohl als des Vergnügens, zu den einfachen unzusammengesezten Empfindungen gehören, die sich gar nicht weiter theilen, und auflösen lassen, in denen sich nichts mannigfaltiges unterscheiden läßt, und die man eben deswegen weder beschreiben, noch erklären kann.

Wir können es versuchen, sowohl die verschiedenen äußern, und innern Sinne, oder Seelenkräfte, mit denen wir Vergnügen, und Schmerz empfinden —, als die verschiedenen Gegenstände, die in denselbigen Sinn, oder in derselbigen Kraft ungleichartige Vergnügungen hervorbringen, aufzuzählen; wir können ferner nach dieser Verschiedenheit der Sinne, und Kräfte sowohl, als der Gegenstände, die auf sie wirken, unsere angenehmen Empfindungen in verschiedene Arten abtheilen, und also gröbere, und feinere sinnliche Vergnügungen, Vergnügungen der Einbildungskraft, und des Verstandes annehmen, und alle wiederum von den sympathetischen und moralischen Empfindungen unterscheiden; wir können endlich eine jede dieser Hauptarten angenehmer Empfindungen wiederum genauer abtheilen; allein bey allen diesen Absonderun-

gen, und Abtheilungen der Vergnügungen werden wir niemals im Stande seyn zu sagen, was Vergnügen selbst sey, wie Nerven, und Seelenorganen afficirt werden müssen, wenn Vergnügen entstehen, und fortdauern soll.

Ungeachtet ich aber nicht weiß, was Vergnügen ist, so kann ich doch leicht beurtheilen, was Vergnügen nicht sey, woraus es nicht bestehe oder entstehe. Vergnügen entsteht nicht aus einer mäßigen Anstrengung unserer Sinne und Kräfte, wie Pouilly, du Bos, und andre glauben, weil ich an mir selbst bemerke, daß sehr viele gemäßigte Uebungen meiner Sinne und Kräfte kein, wenigstens nicht wahrzunehmendes Vergnügen geben, und daß hingegen viele der größten Vergnügungen mit der äußersten Anstrengung und Erschöpfung, mit Convulsionen des Körpers, und Geistes, wenn man so reden darf, verbunden sind. Vergnügen ist ferner weder ein Bewußtseyn eigener Vollkommenheiten, noch ein Fortgang von einer kleinern Vollkommenheit zu einer größern, wie des Cartes und sein Schüler Spinoza glaubten, weil wir uns bey den heftigsten Vergnügungen keiner

Vollkommenheit, oder Fortschreitung von einem weniger guten Zustande, zu einem bessern bewußt sind, und, wenn wir uns außer dem Vergnügen, das uns entzückt, noch irgend einer andern Sache bewußt wären, sehr oft Unvollkommenheit, und Verderben fühlen müßten, wovon der Genuß des Vergnügens selbst den Saamen in uns hinein legt. Vergnügen entsteht auch nicht immer aus einer wahrgenommenen Vollkommenheit sowohl in uns selbst, als außer uns, wie Wolf und andre behaupten, weil wir in sehr vielen Gegenständen, die uns vergnügen, gar keine uns bemerkbare Vollkommenheiten angeben können, — und die größten Vollkommenheiten in andern Objecten uns oft das heftigste Mißvergnügen verursachen —. Vielweniger entstehen alle angenehme Empfindungen aus der Kraft der Seele, Ideen aufzunehmen, oder hervorzubringen, die, meiner Meynung nach, nicht dieselbige ist, und von den Alten Neugierde, und Wißbegierde, Durst nach Wahrheit, von den Neuern Thätigkeit und Wirksamkeit der Seele ist genannt worden. In den Seelen der Wilden und Kinder ist ein solcher unbestimmter Trieb gar nicht sichtbar;

in den unruhigsten thätigsten Seelen aufgeklärter Menschen aber nicht immer eine Quelle von Vergnügungen, die wir während unsers ganzen Lebens empfinden u. s. w. Endlich bestehet Vergnügen auch nicht in einem plözlichen Verschwinden irgend eines Schmerzes, wie ich jezo zeigen werde.

Die eine Art von Gütern, die aus unmittelbar angenehmen Gegenständen besteht, kann man nur alsdenn gegenwärtig nennen, wann sie wirklich auf unsere Sinne, und Seele wirken, und in den einen oder der andern, oder in beyden angenehme Bewegungen hervorbringen, nicht aber alsdann, wenn wir sie so in unsrer Gewalt haben, daß wir uns durch sie, wann, und so oft wir wollen, angenehme Empfindungen verschaffen können.

Alle Freuden, die durch angenehme Gegenstände in uns hervorgebracht werden, werden unabhängig von der Gesundheit, und Krankheit des Leibes, und Geistes, durch viele vorhergegangene, oder begleitende Umstände erhöht, oder vermindert. Das Vergnügen, was ein unmittelbar angenehmer Gegenstand verschafft, ist nur desto größer,

je länger wir auf den Genuß desselben geharret, und je mehr Schwierigkeiten wir überwunden haben, um dazu zu gelangen; je mehr es ferner unsere Erwartung erfüllt, oder übertrift, je länger wir es zu genießen hoffen, je kleiner endlich die Furcht ist, daß das gegenwärtige Gut uns werde entrissen, oder mit der Zeit schädlich werden. — Kein einziges Vergnügen, was durch die Einwirkung gegenwärtiger unmittelbar angenehmer Gegenstände auf unsere Sinne und Kräfte entsteht, ist nur ein bloßes Product der Impression solcher Objecte auf unsere Sinne, sondern ein zusammengesezter Haufen angenehmer Empfindungen, deren Entstehung nicht allein in den Sinnen, und deren Erschütterung gesucht werden kann.

Auf der andern Seite wird ein jedes Vergnügen, was ein unmittelbar angenehmer Gegenstand in uns hervorbringt, in eben dem Verhältnisse vermindert, in welchem der wirkliche Genuß unter den Erwartungen, die wir hatten, zurück bleibt, und in welchem wir glauben, daß unsere Sehnsucht getäuscht, und die Mühe, die wir angewandt haben, uns

dieses Guts zu bemächtigen, nicht genug belohnt worden. — Eben diese Wirkungen erfolgen, wenn die Furcht, das gegenwärtige Gut zu verlieren, oder uns größere Nachtheile und Schmerzen zuzuziehen, uns mitten im Genuß überfällt. Alle diese eine gegenwärtige angenehme Impreßion begleitende Vorstellungen, sind eben so viele negative Größen, die zu der Summe des Vergnügens hinzugethan, die Quantität des Genusses vermindern.

Aus den vorhergehenden Beobachtungen folgt unmittelbar, daß in empfindenden Wesen, die zugleich Gedächtniß, Einbildungskraft, und die Fähigkeit in die Zukunft hinein zu sehen, besizen, fast keine einzige Freude isolirt einfach, und unzusammengesezt sey, und daß wir daher niemals die wahre Quantität von Vergnügen zu bestimmen im Stande sind, die ein gegenwärtiger, auf unsere Sinne wirkender Gegenstand in uns hervorbringt, oder alsdann in uns hervorbringen würde, wenn wir blos empfänden, ohne zu erinnern, und voraus zu sehen, wenn wir, außer der Sensibilität, weder Gedächtniß, noch Vor-

LB Coburg

sicht hätten, und mit den gegenwärtigen Empfindungen niemals angenehme Erinnerungen, oder Erwartungen verbänden. Die Nerven der äußern Sinne, die gegenwärtige angenehme Gegenstände für Vergnügen zittern machen, sezen andere, mit ihnen verbundene Fibern der Einbildungkraft in gleichförmige Bewegungen: diese tönen gleichfalls von ehmals empfangenen, und aufbewahrten Freuden wieder; und beyde fließen endlich so schwesterlich und augenblicklich zusammen, daß man mit dem schärfsten, in sich selbst hinein gewandten Mikroskop den Antheil nicht entdecken kann, den Sinne und Einbildungskraft an der uns überfließenden Wonne haben.

So wenig es aber einfache, und unzusammengesezte Vergnügungen giebt; eben so wenig giebt es ganz reine, und unvermischte Freuden, die nicht durch den geringsten Zusaz von Schmerz verbittert würden. Eben die Einbildungskraft nämlich, die die Eindrücke angenehmer Gegenstände so oft erhöht, giest in eben so vielen Fällen, selbst in den überfließenden Becher von Freuden, einige bittere Tropfen von Wermuth, die sich mit un-

glaublicher Kraft, und Geschwindigkeit durch den ganzen Göttertrank verbreiten. Unangenehme Erinnerungen, oder Befürchtungen vermischen sich mit dem gegenwärtigen Vergnügen; die Schmerzen der Einbildungskraft mit den sinnlicher Freuden, und schwächen, oder ertödten auch die Leztern ganz und gar, je nachdem die Bewegungen der äußern Organen, oder der Fibern der Einbildungskraft die stärksten sind. — Wann kostete auch der glücklichste Sterbliche wohl ein so reines Vergnügen, bey welchem er nicht zugleich irgend einen bittern Nachgeschmack von peinlicher Sehnsucht, von ängstlichen Sorgen und Bemühungen, womit es errungen wurde, empfunden hätte? oder, wann sezte er sich in den Besiz eines Guts, wo nicht aus dem Genuß selbst die folternde Sehnsucht nach einem abwesenden größerm Gute, oder die noch schrecklichere Befürchtung, das gegenwärtige zu verlieren, entstanden wäre? wo endlich selbst die Lebhaftigkeit des Vergnügens nicht Mattigkeit, Ekel, Ueberdruß, Unbehaglichkeit zu Begleiterinnen, oder Nachfolgerinnen gehabt hätte? In allen diesen Fällen schwächen, oder ersticken die Erinnerungen vergangener Güter

und Schmerzen sowohl, als die Vorstellung von künftigen, gegenwärtige Vergnügungen, die wir rein, und in ihrem ganzen Marke würden empfangen haben, wenn wir von vergangenen und künftigen uns ganz hätten losmachen, oder die Einbildungskraft und Gabe voraus zu sehen von der Sensibilität ganz hätten trennen können. Fast alle unsere Freuden sind daher bittersüße Mischungen, denen man deswegen den Namen von Freuden giebt, weil die Zahl und Stärke angenehmer Empfindungen die Menge und Intension der gleichzeitigen unangenehmen überwiegt.

Wenn es irgend ganz reine Vergnügungen giebt, die durch gegenwärtige angenehme Gegenstände in uns erregt werden; so müssen sie von einer so außerordentlichen Lebhaftigkeit seyn, daß sie unsere ganze Empfindlichkeit, unsere ganze Seele verschlingen, so lebhaft, daß durch den Taumel des gegenwärtigen Genusses alle unangenehme Erinnerungen, alle Befürchtungen künftiger Uebel, alle Wünsche nach abwesenden Gütern ausgelöscht, oder zurück gehalten werden. — Allein Vergnügungen von dieser Art gränzen wiederum

sehr nahe an den Zustand des Schmerzes, und gehen entweder in Ohnmachten, oder Unempfindlichkeit und Erschöpfung über.

Die Güter der andern Art, oder die nüzlichen Gegenstände, die nicht unmittelbar Vergnügen bringen, sondern als Werkzeuge zur Erhaltung angenehmer Gegenstände, und Empfindungen gebraucht werden, können alsdenn gegenwärtig genannt werden, wenn wir sie nicht blos in unserer Gewalt haben, um Vergnügungen, wenn wir wollen, gegen sie einzutauschen, sondern wenn wir uns auch alle die Schönheiten, und Freuden vorstellen, zu deren Besiz und Genuß wir durch sie gelangen können, und gelangen werden. Nüzliche Gegenstände erfreuen uns folglich um desto mehr, je mehrere und lebhaftere Vergnügungen wir durch sie zu erhalten hoffen, und je lebhafter wir uns diese künftigen Vergnügungen vorstellen, deren Genuß uns gewiß scheint, weil wir die Mittel dazu in Händen haben. Eine jede Vorstellung einst genossener, oder noch zu genießender Freuden ist eine schwächere Empfindung; je lebhafter also die Vorstellung ist, desto mehr nähert sie sich der

wirklichen Empfindung, und erhält den Nahmen von Täuschung, wenn sie ihr ganz, oder fast ganz gleich kommt, und das Vergangene, oder Künftige so lebhaft vorgestellet wird, als wenn es gegenwärtig wäre, und als gegenwärtig empfunden würde; alsdann ist der Nachgenuß, oder Vorgenuß eben das, was der Genuß war, oder seyn wird, oder doch nur um so wenige Grade davon verschieden, daß der Empfindende selbst die Unterschiede nicht zu bemerken im Stande ist.

Abwesend hingegen sind die unmittelbar angenehmen Gegenstände alsdann, wenn sie nicht in den Sinnen selbst, oder durch die Sinne in den Seelenorganen schmeichelnde Bewegungen hervorbringen, wenn sie nicht empfunden, sondern blos vorgestellt werden. So auch die nützlichen Gegenstände, wenn wir sie nicht so besizen, so sehr in unserer Gewalt haben, daß wir Vergnügen, wenn wir nur wollen, gegen sie einzuwechseln, und dieser Vergnügen, als gewisser Güter uns zu erfreuen im Stande sind.

Beyde Arten abwesender Güter sind entweder vergangen, oder zukünftig, und stel-

len sich unserer Seele als genossene, oder noch zu genießende dar. Beyde Arten von Gütern bringen in beyden Fällen mannigfaltige sowohl angenehme, als unangenehme Empfindungen hervor.

Alle vergangene Güter, und Freuden, die wir durch Erinnerung wieder genießen, und durch Einbildungskraft nachempfinden, geben uns ganz reines ungemischtes Vergnügen, wenn wir entweder mit Bewußtseyn, oder nur dunkel bey ihrer Wiederholung uns vorstellen, daß wir diese abwesende Güter, und Freuden zu ihrer Zeit, und mit Maaß ausgebraucht, und ausgenuzt haben, und daß nach den Einrichtungen der gütigen Natur Freuden und Güter anderer Art ihnen gefolget sind. Wenn uns ferner weder der Gedanke, über ihrer Erwerbung gute Thaten vernachläßigt, und die unrechtmäßige Mittel angewandt zu haben; noch endlich die schreckliche Erinnerung, oder auch schmerzhafte Empfindung größerer Schmerzen, und Schäden, die mit ihrem Genuß verbunden waren, foltert. Unter diesen Umständen ist die Wiederholung vergangener Güter, und Freuden freylich nie

so lebhaft als einstens ihr wirklicher Genuß, und Besiz war; allein eben diese schwächere Erinnerung gewährt auch gewöhnlich ein viel reineres, und ruhigeres Vergnügen, als der Genuß selbst, aus Gründen, die ich kurz vorher angegeben habe, gewähren konnte.

Wo ist wohl ein Jüngling, der nicht oft mit feuriger Phantasie in die unschuldigen Freuden seiner Kindheit zurück kehrte? Wo ein Mann, der nicht mit dem größten Vergnügen in die von ihm zurückgelegten Alter der Kindheit, und Jugend hinab sähe? wo endlich ein Greis, der nicht das immer wachsende Elend seiner lezten Jahre durch die Erinnerung dessen, was er als Kind, und Jüngling genossen, und als Mann gethan hat, zu lindern suchte, der nicht in dem lezten traurigen Abschnitte seines Lebens, in welchem neue Vergnügungen eben so selten, als lebende Stauden in dürren Wüsten erscheinen; der, sage ich, alsdann nicht fast ganz allein von solchen Freuden, und Gütern lebte, die er vorher genossen, und in dem Magazin seiner die Sinne überlebenden Einbildungskraft aufgehäuft hat. In einem jeden spätern Alter

erfreuen wir uns der Güter der vorhergehenden, wenn nur die von mir angezeigten Umstände, und Bedingungen eintreten. Wir wiederholen den Genuß des einst genossenen Guten ohne die geringste unangenehme Empfindung, weil wir es weder als gegenwärtig mit Sehnsucht zurück wünschen, noch seine Abwesenheit, als wirklichen Verlust bedauern. Wir sind uns bewußt, daß wir das vergangene Gute so sehr gebraucht haben, als es von vernünftigen Haushältern des Vergnügens nur gebraucht werden konnte; wir fühlen, daß viele Güter unsers Lebens nur in gewissen Zeiten recht genossen werden, und daß ihre Erinnerung uns vielleicht jezo mehr Vergnügen giebt, als wenn wir sie jezt erst besizen, und genießen sollten. Die Entfernung von solchen Gütern ist im geringsten nicht schmerzhaft, und ihre Abwesenheit erzeugt keine peinliche Sehnsucht, es ist uns nicht, als wenn sie uns wider unsern Willen verlassen hätten, sondern als wann wir nur freywillig von ihnen, da sie uns eben unschmackhaft zu werden anfiengen, geschieden, und andre neue und bessere gegen sie eingetauscht hätten.

Die Erinnerung vergangener Güter, und Freuden erregt in uns nicht reines Vergnügen, sondern gemischte Empfindungen, in welchen aber doch die unangenehmen die stärksten sind, wenn wir glauben, sie nicht lange genug genossen zu haben, und sie daher gegenwärtig wünschen, um sie noch länger geniessen zu können, oder wenn wir zwischen der Lebhaftigkeit, und Dauer der genossenen Freuden, und zwischen der Größe und Dauer der Schmerzen, die wir entweder uns oder andern dadurch zugezogen haben, ein unangenehmes Mißverhältniß wahrnehmen. Im ersten Fall vergällt Sehnsucht, im andern Reue den Wiedergenuß von Freuden und Gütern; und beyde nehmen nicht blos vergangenen Gütern und Vergnügungen ihren Reiz, sondern machen uns auch unfähig, selbst das gegenwärtige Gute zu genießen.

Sehnsucht (Desiderium) ist das Verlangen nach verlohrnen Gütern, und Vergnügungen, deren Fortdauer und Genuß wir noch länger gewünscht hätten; bisweilen aber versteht man auch unter Sehnsucht das Verlangen von gegenwärtigen Schmerzen, und

Uebeln; oder von der Furcht künftiger befreyet zu werden: endlich auch das unruhige Verlangen nach künftigen Gütern, die sich uns langsamer, und schleichender, als wir wünschen, nähern. Sehnsucht in der ersten Bedeutung ist allemal eine vermischte, bittersüße Empfindung, die aber so gar in derselbigen Person nicht immer aus gleichen Bestandtheilen von Schmerz, und Vergnügen zusammen gesezt ist. Angenehm ist die Sehnsucht, theils durch die Erinnerung der Freuden, die ein verlohrnes Gut uns schon gegeben hat, theils durch die schmeichelnden Vorstellungen der Vergnügungen, die es uns noch künftig hätte verschaffen können; peinlich hingegen durch das Bewußtseyn, daß wir es nicht mehr besizen, daß wir durch seinen Verlust nicht nur viele Freuden schon eingebüßt haben, sondern auch künftig noch einbüßen werden. Diese Sehnsucht verliert dann und wann fast alle Bitterkeit, wenn nämlich zu gewissen Zeiten der Gedanke des Mangels und Verlustes, das Bewußtseyn unsers gegenwärtigen Zustandes fast ganz dunkel wird, und die Seele ihre Aufmerksamkeit allein auf die Freuden richtet, die sie von dem verlohrnen

Gute einst empfieng, und noch zu empfangen hoffte. In diesem Falle verschwindet Sehnsucht fast in einen bloßen Wiedergenuß vergangener, oder Vorgenuß künftiger Vergnügungen. Der Unglückliche schwebt ganz in einer, für ihn glücklichen Vergangenheit, oder lachenden hoffnungsvollen Zukunft; so bald aber die herumschweifende Phantasie wieder heimkehrt, und er selbst anfängt, seinen gegenwärtigen Zustand mit dem vergangenen, und dem, den er sich vormals als künftig vorgestellt hatte, zu vergleichen; so verschwindet die süsse Täuschung weniger Augenblicke, die dem Unglücklichen in seiner Niedergeschlagenheit die ausgesuchtesten Freuden, und neue Kräfte zur Ertragung seiner Leiden giebt, und er stürzt, mit einem desto schrecklichern Falle, in das entsezliche Gefühl seines Mangels zurück; verlohrne Güter, und eingebüßte Glückseligkeit schäzt er selbst als gegenwärtige Uebel, und wirkliches Elend, und das daraus entstehende Trauren, wird um desto heftiger, je lebhafter vorher die Vorstellung von der Größe des verlohrnen Guts, und das aus dieser Vorstellung entspringende Vergnügen war.

Wann aber mit der Wiederholung vergangener Güter und Freuden zugleich die schreckliche Erinnerung, größere Vortheile ihrentwegen aufgeopfert, oder größere Nachtheile sich zugezogen zu haben, sich eingestellt, dann entsteht die Vergnügen tödtende Reue, die fast durch und durch bitter, und nur dann und wann mit einem unmerklichen Zusaze von Vergnügen versezt ist. Bey der Sehnsucht verlieren wir uns doch bisweilen ganz in die reizenden Vorstellungen der Freuden, die ein verlohrnes Gut uns verschafft hat, oder noch hätte verschaffen können: wir vergessen in diesen Augenblicken, daß wir eines Guts entbehren. Das Bewußtseyn des Mangels wird so dunkel, daß es mit keinem merklichen Schmerze mehr verbunden ist; bey der Reue hingegen ist die Erinnerung eines schädlichen Vergnügens, oder eines zu theuer erkauften Guts niemals von der peinlichen Vorstellung der viel größern aufgeopferten Vortheile, oder des größern uns zugezogenen Schadens getrennt. Der daraus entstehende Schmerz überwiegt nicht nur die angenehmen Empfindungen, die sonst mit der Wiedererinnerung eines jeden genossenen Vergnügens verbun-

den sind, sondern tödtet sie auch. Das Andenken an schädliche Vergnügungen ist nicht angenehmer wiederholter Genuß, sondern peinliche Wiedererinnerung.

So verschieden also die Empfindungen sind, die die Erinnerung verlohrner Güter und einst genossener Vergnügungen zu begleiten pflegen; eben so verschieden, und mannigfaltig sind die Bewegungen, die die Vorstellung künftiger Güter und Freuden in uns hervorbringen. Sie sind nicht alle angenehm, oder unangenehm, und lassen sich daher auch nicht alle unter die Klasse angenehmer Hoffnungen, oder peinlicher Verlangen bringen.

Wenn wir uns künftige schöne, oder nüzliche Gegenstände vorstellen, aber uns zugleich entweder deutlich, oder dunkel bewußt sind, daß wir unter den gegenwärtigen Umständen, und nach der Lage, darinn wir uns befinden niemals zu ihrem Genuß, oder Besiz gelangen können; so befriedigen wir uns ganz allein mit dem Vergnügen, was die Vorstellung dieser Güter gewährt, und was um desto grösser ist, je mehr die Vorstellung sich dem wirklichen Genuß nähert. Wir empfinden in uns

aber nicht den geringsten Wunsch und die kleinste Begierde, sie wirklich zu besitzen, keine ernstliche Bemühung, uns ihrer zu bemächtigen, keine Sehnsucht oder Schmerz darüber, daß wir sie nicht schon jezo besitzen; der Gedanke, daß es unmöglich sey, künftige Güter zu erlangen, hält alle diese Bewegungen der Seele zurück. Wir lesen mit Vergnügen die Beschreibung großer Vorbereitungen zu prächtigen Festen, und Feyerlichkeiten, und gefallen uns nicht weniger, wenn wir die fortdaurenden, uns sich immer vermehrenden Merkwürdigkeiten einer Gegend, einer Stadt, oder eines Landes, lesen; allein so bald wir uns bewußt sind, daß wir jenen nach unserer gegenwärtigen Lage eben so wenig beywohnen, als diese gegenwärtig betrachten können, so entsteht in uns weder Verlangen noch Hoffnung nach den großen Vergnügungen, die der Anblick selbst geben würde, weder eine Bemühung, Wünsche zu befriedigen, noch schmerzliche Sehnsucht, daß wir sie nicht befriediget haben, und befriedigen können.

So wenig aber die Vorstellung künftiger Güter, deren Erreichung uns selbst unmöglich

scheint, in uns ernstliche Wünsche, Begierden, Sehnsucht oder Bemühung, sie zu erhalten, hervorbringt; eben so wenig entsteht aus der Vorstellung vergangener Güter, von denen wir gleichfalls wissen, daß wir sie niemals genießen konnten, der Wunsch, sie genossen zu haben, oder ein Kummer, daß wir an ihnen keinen Theil nehmen konnten. Wer war jemals unsinnig genug, sich darüber abzuhärmen, daß er Vergnügungen, die vor Jahrtausenden von den entferntesten Menschengeschlechtern genossen wurden, nicht mit genossen hat? oder in verzweifelnde Sehnsucht darüber zu versinken, daß er die erstaunlichen Werke der Kunst nicht mit eignen Augen sah, wodurch edle, aber schon lange von der Erde vertilgte Nationen ihren Ruhm bey der Nachwelt verewiget haben? — Kein Mensch, dessen Gehirn nicht in Unordnung war, hat jemals das Gute zu entbehren geglaubt, was lange vor ihm Menschen zu Theil wurde. So grundlos und unvernünftig sind Begierden und Wünsche selbst in denjenigen Menschen nicht, die sich von beyden auch am wenigsten Rechenschaft zu geben gewohnt sind.

Freylich scheint es dann und wann, als wenn wir selbst das Unmögliche wünschten, und nach vergangenen sowohl als künftigen Gütern verlangten, von denen wir selbst wissen, daß wir sie nicht besizen konnten, und auch nie erreichen werden. Vielleicht hat niemals ein edler Jüngling die Lebensbeschreibungen des Plutarchs gelesen, ohne daß seine Brust nicht oft von einem Seufzer der Sehnsucht gehoben worden wäre, in jene merkwürdige Zeiten gefallen zu seyn, in welchen Rom oder Griechenland am blühendesten waren; — oder ohne, daß er nicht tief in seiner Brust den leisen Wunsch wahrgenommen hätte, ein Freund, und Mithelfer der großen Helden, Redner, Künstler, und Weltweisen des Alterthums, und ein Zeuge ihrer unvergeßlichen Thaten und Werke gewesen zu seyn? Allein diese Wünsche entstehen nur in den Augenblicken der heißesten Bewunderung, die uns aus unserer Lage wegreißt, und in jene Zeitalter versezt, die unsere erhizte Einbildungskraft uns gegenwärtig macht, und dauern nur so lange, als wir nicht deutlich an den großen Raum von Jahrhunderten denken, der jene glorreichen Menschen von ihren unrühmlichen

Bewunderern trennt? Sie verschwinden aber plözlich in die zahllose Schaaren gaukelnder Träume, so bald wir uns von unserer Täuschung erholen, und uns besinnen, daß das, was wir wünschten, unmöglich sey.

Wir begehren daher niemals Güter, von denen wir selbst deutlich, und mit Bewußtseyn erkennen, daß sie uns unerreichbar sind, oder, wenn wir sie begehren, so geschieht es nur in einigen Augenblicken der Täuschung, wo wir unsers gegenwärtigen Zustandes vergessen. Wir genießen solcher abwesenden Güter, die wir nie besessen haben, und nie besitzen werden, durch die Einbildungskraft, ohne Hoffnung nach den größern Freuden des Genusses, ohne Sehnsucht und Kummer, dieser größern Freuden entbehrt zu haben, oder entbehren zu müssen. — Ein jeder vernünftiger Beobachter der menschlichen Natur muß nothwendig seinem gütigen Schöpfer danken, daß er selbst die unendliche Menge von Gütern und Freuden, deren wirklichen Genuß und Besitz er uns nicht verschaffen konnte, zu einer nie versiegenden Quelle der reinsten Vergnügungen gemacht hat, ohne durch die Vor-

stellung solcher Güter trügliche Hoffnungen, und nie zu befriedigende Begierden, oder auch quälende Sehnsucht und unangenehmes Gefühl von Mangel entstehen zu lassen.

Sobald aber mit der Vorstellung abwesender künftiger Güter der Gedanke, sie durch den Gebrauch unserer Kräfte erreichen zu können, verbunden ist; so befriedigt die Seele sich nicht blos mit den Vergnügungen, was eine jede Vorstellung abwesender Güter gewährt, sondern sie sehnet sich auch, verlangt nach den größern Freuden, die der Besiz oder Genuß der Güter selbst gewähren würde, und bemüht sich zugleich, sich dieser größern Freuden durch die Erlangung des Gegenstandes zu versichern. Diesen Zustand der Seele nun, in welchem sie sich nicht blos mit dem Vergnügen der Vorstellung künftiger Güter befriedigt, sondern auch die Freuden zu genießen wünscht, um welche der Genuß gegenwärtiger Güter größer, als die nackte Vorstellung von abwesenden ist: diesen Zustand kann man den Zustand des Verlangens, oder der Begierde nennen. Kein Verlangen also, keine Begierde nach einem abwesenden Gute kann

ohne die Vorstellung der Erreichbarkeit desselbigen, ohne die Vergnügungen, die mit der Vorstellung verbunden sind, ohne das Gefühl noch größerer Freuden, die keine Vorstellung, sondern allein Genuß und Besiz gewähren kann, endlich ohne eine ernstliche Bemühung zu diesen Freuden durch den Besiz selbst zu gelangen, statt finden. Und eine jede Begierde, ein jedes Verlangen ist nur desto heftiger, je größer uns ein abwesendes Gut scheint, das heist, je größere Freuden die bloße Vorstellung dieses Guts giebt, und je mehr Vergnügungen wir in dem Genusse aufbewahrt glauben; ferner je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß wir durch gehörige Bemühungen, zu dem Besiz des Gutes selbst gelangen werden; je größer endlich die Zahl von überwindlichen Schwierigkeiten ist, die zwischen unserer Begierde und dem Besize des abwesenden Guts liegen, und je ein größeres Maaß von Kräften und Bemühungen wir anzuwenden haben, um über alle Hindernisse weg zum endlichen Besize des Guts zu gelangen.

Die Größe eines künftigen Guts, oder die Größe des Vergnügens, was es in der

Vorstellung gewährt, und was wir uns im Genusse versprechen, bestimmt allein die Stärke und Lebhaftigkeit des Verlangens nicht. Das größte künftige Gut kann nur ein schwaches Verlangen hervorbringen, wenn die Wahrscheinlichkeit, es zu erlangen, außerordentlich klein, und die Zahl von Schwierigkeiten, die wir zu überwinden haben, außerordentlich groß ist. In solchen Fällen erstickt, oder schwächt die Furcht, ein Gut nicht zu erhalten, das Vergnügen, was die Vorstellung gab; und der peinliche Gedanke, gegen zahllose Hindernisse vergebens zu kämpfen, unterdrückt die schmeichelnde Hoffnung der größern Freuden des Genusses. Die Vorstellung solcher Güter, deren Erlangung uns selbst unwahrscheinlich vorkommt, nähert sich der Vorstellung solcher Güter, die wir gar nicht erhalten zu können glauben, und das aus jenen entstehende Verlangen ist daher nur um so viel Grade stärker, als die dem Verlangen ähnliche Bewegungen, die aus der lezteren zu entstehen pflegen, als um welche die Unwahrscheinlichkeit, Güter zu erlangen, sich der gänzlichen Unmöglichkeit nähert.

Allein, wenn die Erlangung künftiger Güter durch gewisse Hindernisse nicht unwahr-

scheinlich gemacht, sondern nur entfernt, und hinaus geruckt wird; wenn ferner alle Hindernisse uns selbst überwindlich scheinen, und das Gut ein Preis dieser Ueberwindung wird, alsdenn wird das Verlangen nach einem solchen entfernten Gut durch die Zahl und Größe der Schwierigkeiten nicht allein nicht vermindert, sondern noch vergrößert. Man muß aber doch immer voraussezen, daß die Seele zuerst an den Vergnügungen, die die Vorstellung des abwesenden Guts giebt, und an den großen künftigen Freuden des Genusses sich geweidet habe, und daß sie erst nachher, da sie die ganze Größe des wahrscheinlich zu erreichenden Guts empfunden hatte, auf die Zahl und Größe der entgegenstehenden Hindernisse aufzumerken anfieng. Wenn die Seele nämlich zuerst von der entzückenden Vorstellung eines großen Guts getroffen wird; dann werden die Schwierigkeiten, die sie später entdeckt, wo nicht kleiner an Zahl, doch wenigstens leichter am Gewichte: sie schmeichelt sich, diese Schwierigkeiten mit einem kleinern Aufwand von Mühe, und in kürzerer Zeit überwinden zu können, als sie würde geglaubt haben, wenn sie den Anfang zuerst mit

der Betrachtung aller Schwierigkeiten gemacht hätte. Während der Wegräumung eines jeden Hindernisses, hält sie ihr inneres Auge unverwandt auf die Größe des zu erlangenden Guts. Die Vorstellung davon wird unter diesen heftigen Bemühungen immer lebhafter; die scheinbare Größe des Guts nimmt folglich im gleichen Verhältnisse zu, und das Verlangen darnach kann also durch die Ueberwindung vorausgesehener, und wegzuräumender Hindernisse nicht anders als befeuert werden.

Ich gebe es Locken und dem Verfasser der neuen Theorie des Vergnügens zu, daß kein Verlangen nach einem abwesenden Gut ohne das Gefühl von Freuden, die uns bevorstehen, und jezo mangeln, statt finde; allein dann giengen Beyde, meinen Beobachtungen nach, zu weit, wenn sie behaupteten, daß jedes Verlangen einzig und allein in diesem Gefühl des Mangels bestehe, und daß dies Gefühl niemals anders als unangenehm sey. Denn erstlich ist ein jedes Verlangen stets mit der angenehmen Vorstellung eines abwesenden Guts verbunden, von dem wir fühlen, daß es uns, wenn es erlangt ist, noch mehr Ver-

gnügen geben werde, als es uns jezo in der Vorstellung gewährt: und zweytens ist das Gefühl des Mangels derjenigen Freuden, die wir uns vom Genusse eines künftigen Guts versprechen, nur alsdenn peinigend, und wird schmerzliche Sehnsucht, wenn durch den Genuß eines Guts gegenwärtige Schmerzen sollen gehoben werden, oder der Besiz des Guts durch unerwartete Hindernisse länger verzögert wird, das wir erwartet haben.

Begierde nach Speise und Trank sind im Hungrigen und Durstigen unruhige peinliche Verlangen, nicht sowohl wegen des außerordentlichen Vergnügens, das sie sich im Genuß von Speise und Trank versprechen, und dessen sie jezt schon nicht ohne Schmerzen entbehren, sondern wegen der stecheuden Schmerzen, die die Nichtbefriedigung physischer Bedürfnisse in ihnen gegenwärtig hervorbringt. Aus diesen gegenwärtigen Schmerzen des Hungers und Durstes entsteht unruhige Sehnsucht nach den Mitteln, wodurch sie entfernt werden können; und diese Sehnsucht muß man von den Schmerzen, wodurch sie erzeugt wird, sehr sorgfältig unterscheiden. Verlangen, die

die Wegräumung von Pein und Uebeln zur Absicht haben, müssen nothwendig von einer andern Art seyn, als diejenigen, die auf die Vermehrung unserer Glückseligkeit, oder unserer Freude abzielen, und daher ist die Sehnsucht eines vor Hunger oder Durst verschmachtenden Menschen unendlich von derjenigen verschieden, womit der nicht hungrige Schwelger nach den seltensten Leckerbissen trachtet.

Wir alle schaffen uns gewisse Bedürfnisse, deren Nichtbefriedigung uns endlich eben so beschwerlich wird, als die Nichterfüllung der nothwendigen natürlichen Begierden, deren Warnungen die Vorsehung die Erhaltung unsers Körpers übergeben hat. Der Gebrauch des Tabaks, starker Getränke, einschläfernder oder berauschender Arzeneyen wird mehrern Menschen so nothwendig, daß sie aller dieser Dinge eben so wenig als der zur Stillung des Hungers und Durstes erforderlichen Getränke und Speisen entbehren können. Das Verlangen nach den Mitteln, diese erkünstelten, unserer Natur sonst fremden Bedürfnisse zu befriedigen, ist unruhige wahre Sehnsucht, die aber nicht durch die Aussicht auf große

Freuden des Genusses, sondern allein durch die quälende Unbehaglichkeit erzeugt wird, die aus dem nicht befriedigten Reiz gewisser Theile entspringt. Auch hier also wird Verlangen, unruhige Sehnsucht, nicht weil sie den Genuß großer Freuden, sondern die Entfernung beschwerlicher Empfindungen zum Entzweck hat.

Allein selbst das Verlangen nach den Vergnügungen, die der Besitz künftiger Güter uns verschaffen wird, kann in peinliche Sehnsucht übergehen, wann nämlich der Genuß dieser Güter durch nicht vorhergesehene Hindernisse länger, als wir erwartet haben, hinaus geschoben wird. In diesem Falle gesellt sich entweder zu unserm Verlangen die Furcht, daß immer neue Schwierigkeiten entstehen, und uns also den Besitz der begehrten Güter ganz rauben können; oder wir trauern auch über den Aufschub des Genusses, als über den wirklichen Verlust eines Guts, das wir besessen haben, und noch länger hätten besitzen mögen. Gewöhnlich bestimmen wir, ohne es zu merken, bey der Entstehung eines jeden Verlangens in Gedanken den Zeitpunkt,

wo wir zum Besiz eines künftigen Guts zu gelangen glauben; bis zu diesem Zeitpunkt ist unser Verlangen sanft und süßer Vorgenuß. Das Gefühl des Mangels oder das Bewußtseyn, daß wir das begehrte Gut noch jezt nicht besizen, ist im geringsten nicht quälend, weil wir wissen, daß der gegenwärtige Genuß unmöglich ist; wir entbehren keine Vergnügungen, auf die wir Rechnung gemacht haben, und sehnen uns nur nach dem Besize in den Augenblicken, in welchen wir das Maas von Zeit vergessen, das wir uns zur Annäherung zum Genusse festgesezt haben. Allein so bald der von uns selbst angesezte Zeitpunkt den Besiz des gehofften Guts nicht herbey führt; so geht Verlangen in ungedultige Sehnsucht über, und diese Sehnsucht ist ein Schmerz über den Aufschub der Freuden des Genusses, als den Verlust eines Guts, das wir schon lange vorher auf einen gewissen Augenblick, als unser eigen anzusehen, uns gewöhnt hatten. Diese Sehnsucht ist derjenigen völlig gleichartig, die wir nach Gütern empfinden, um deren Besiz wir uns lange vergebens beworben haben, die uns aber zulezt unerreichbar scheinen. Wir trauren selbst über den Verlust un-

möglicher Güter, weil wir sie in der Zeit, während welcher wir ihre Erreichung für wahrscheinlich hielten, schon als unser Eigenthum anzusehen, uns gewöhnt hatten.

Diese beyden Fälle ausgenommen, in welchen das Verlangen entweder die Entfernung gegenwärtiger Schmerzen, oder den Genuß eines zu weit hinaus geruckten Guts zum Gegenstand hat, ist der Zustand des Verlangens allemal ein angenehmer behaglicher Zustand der Seele, in welchem sie künftige Güter vorgenießt, und auf noch größere Vergnügungen ohne quälende Sehnsucht hinschaut. Wir weiden uns an dem Vergnügen, was die Vorstellung eines künftigen Guts giebt, ohne der großen Vergnügungen des Genusses jezo zu entbehren; wir wenden alle Kräfte an, um uns dem Besize zu nähern, und die Schwierigkeiten, die uns davon abhalten, aus dem Wege zu räumen; allein wir werden zu allen diesen Bemühungen durch die Erwartung uns aufbewahrter Freuden, nicht durch die Quaalen des Mangels angetrieben.

Hoffnung ist derjenige Zustand der Seele, in welchem sie entweder die Entfernung gegen-

wärtiger und künftiger Uebel, oder auch die Behauptung und Erlangung gegenwärtiger und künftiger Güter für wahrscheinlich oder doch möglich hält. Wir hoffen also eben so sehr, wenn wir urtheilen, daß wir von gegenwärtigen Schmerzen und künftigen Uebeln befreyt werden können, als wir hoffen, wenn wir die Erlangung eines künftigen Guts, oder die Erhaltung eines gegenwärtigen für wahrscheinlich halten. Hoffnung ist von der bloßen Vorstellung eines Guts eben so sehr, als vom Verlangen unterschieden; sie folgt auf jene, muß aber vor diesem vorhergehen, und stehet also zwischen beyden mitten inne. Wir können uns abwesende Güter vorstellen, ohne zu hoffen, weil wir ihren Besitz für unmöglich halten; allein so bald wir uns künftige Güter vorstellen, und zugleich urtheilen, daß ihr Besitz, weder unmöglich noch unwahrscheinlich sey; so entstehet nothwendig aus beyden das Verlangen. Die Hoffnung ist also die Mutter aller unserer Verlangen und Begierden; ohne sie kann weder das Eine, noch die Andere in der Seele entstehen: allein sehr oft dauern beyde noch in

der Seele fort, wenn Hoffnung schon lange verschwunden ist.

So unzählig die Grade von Wahrscheinlichkeit sind, künftige Güter oder Uebel zu erhalten, oder zu vermindern; eben so unzählige, sowohl auf- als niedersteigende Grade von Hoffnung giebt es. Hoffnung ist schwach oder stark, je nachdem uns selbst die Wahrscheinlichkeit, Uebeln auszuweichen, oder Güter zu behaupten, und zu erlangen, klein oder groß scheint. Hoffnung verschwindet, wenn alle Wahrscheinlichkeit, Uebel zu vermeiden, und Güter zu erhalten, aufhört, und macht der Verzweiflung Plaz, wenn die Uebel unheilbar, und die Güter unersezlich sind. Die Hoffnung nähert sich hingegen um desto mehr der zuversichtlichen Gewißheit, je grösser die Unwahrscheinlichkeit wird, daß gewisse Uebel uns treffen, oder gewisse Güter uns entgehen werden.

Die Hoffnung selbst würde ein gleichgültiger Zustand der Seele, weder mit Vergnügen noch Schmerz verbunden seyn, wenn sie von der angenehmen Vorstellung abwesender Güter, oder der Erleichterung von gegenwär-

tigen, und künftigen Uebeln jemals getrennt werden könnte. Jezt aber können wir niemals urtheilen, daß wir von gewissen Uebeln werden befreyet, und gegenwärtige sowohl als künftige Güter, behaupten, oder erhalten werden, ohne daß nicht durch die Vorstellung oder Aussicht auf ein kleineres Elend, oder größere Glückseligkeit, angenehme Empfindungen in uns hervorgebracht würden. Eben so würde der, der Hoffnung entgegengesezte Seelenzustand, die Furcht, nicht schmerzhaft seyn, wenn wir das Urtheil, daß wir gegenwärtige Güter verlieren, und künftige nicht erlangen werden, oder daß wir von gegenwärtigen Uebeln nicht befreyt, aber von künftigen getroffen werden können, wenn wir, sage ich, dieß Urtheil von den unangenehmen Vorstellungen eines künftigen Elendes, oder der Verminderung unserer Glückseligkeit abzusondern im Stande wären.

Aus den bisherigen Beobachtungen kann ich, glaube ich, mit Recht folgende Schlüsse ziehen: daß nicht die Vorstellung eines jeden abwesenden Gutes Verlangen, Begierde, oder Hoffnung erzeuge; daß ferner selbst die Ver-

langen oder Begierden, die durch künftige erreichbare Güter in uns hervorgebracht werden, nicht immer mit einem unangenehmen Gefühl von Mangel begleitet seyen; und daß also der Schriftsteller, dessen Grundsäze ich prüfe, zu viel behauptete, wenn er annahm, daß alle moralische Vergnügungen, die, nach ihm, aus der Vorstellung oder Hoffnung künftiger Güter, und Freuden entstehen, ihr Daseyn einzig und allein vorhergehenden moralischen Schmerzen zu danken hätten.

LB Coburg

Einige Verbesserungen.

Seite 15 Zeile 8 für fürchte lies fürchtet S. 52 Z. 14 f. Blöße l. Blässe. S. 65 Z. 7 f. Unbehäglichkeit l. Unbehaglichkeit. S. 70 Z. 6. f. Attilus l. Attilius. S. 103. Z. 10 f. nimmer l. immer. S. 118 Z. 12 f. mit l. nicht. S. 122 Z. 10 f. einmal l. allemal. S. 143 Z. 3 f. in ihrem ganzen Marke l. in ihrer ganzen Stärke. S. 146 Z. 19 f. die deleatur. S. 146 Z. 21 f. schmerzhafte l. peinliche. S. 154 Z. 1 f. und l. nicht. S. 154 Z. 12 Z. uns l. und.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Verri, Pietro

Gedanken über die Natur des Vergnügens

Leipzig 1777

Coburg, Landesbibliothek -- B II 11/64
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916491-0